

# DÜSSELDORFER DEBATTE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

**11/85**  
November



Erst, wenn man die Oberfläche der Dinge kennengelernt hat, kann man sich aufmachen, um herauszufinden, was darunter sein mag. Doch die Oberfläche der Dinge ist unerschöpflich.

(Italo Calvino)



Redaktion:

Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann  
Karl Anton Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/3613360

**Elisabeth Endres**, Dr. phil., geb. 1934; Literaturkritiker und Essayist; u. a.: *Jean Paul – die Struktur seiner Einbildungskraft*, Zürich 1961; *Autorenlexikon der deutschen Gegenwartsliteratur 45 – 75*, Frankfurt 1975; *Die Literatur der Adenauerzeit*, München 1980.

**Gerd Fuchs**, geb. 1932; u. a.: *Ein Mann fürs Leben*, Erzählung, Autorenedition 1978; *Stunde Null*, Roman, Autorenedition 1981; *Die Amis kommen*, Rowohlt-Rotfuchs 1984.

**Klaus Kreimeier**, Dr. phil., geb. 1938; Journalist; Bücher, Essays und Rundfunkbeiträge über Film, Literatur sowie zur nachkolonialen Situation Afrikas; 1975 Berufsverbot als Hochschullehrer wg. Betätigung in der Vietnambewegung.

**Charles L. McGehee**, geb. 1935; Prof. für Soziologie an der Central Washington University; 84/85 Fulbright-Prof. in Würzburg; Zeitschriftenveröffentlichungen.

**Michael Otte**, Dr. rer. nat., geb. 1938; Prof. für Grundlagen der Didaktik der Mathematik in Bielefeld; u. a.: *Mathematiker über Mathematik* (Hrsg.), 1974; *Mathematik, die uns angeht*, 1980 (gem. m. anderen Autoren); *Wissen als 'society of minds'*, Einleitungssessay zur dt. Übersetzung von S. Papert: *Mindstorms*, Kinder, Computer und neues Lernen, 1982.

**Karl-Heinz Scherfling**, geb. 1945; Stücke, u. a.: *Asphaltkinder* 1979; *Nix los in Strinz*, 1982; *Frank Tragelein oder Die Hölle ist kalt*, 1983.

**Rafael de la Vega**, Dr. phil., geb. 1930; Jurist, Literaturwissenschaftler in Gießen; u. a.: *Austromarxismus* (mit H. J. Sandkühler), 1970; *Marxismus und Ethik*, 1970; *Ideologie als Utopie – Der hegelianische Radikalismus der marxistischen 'Linken'*, 1977.

**Franziska Wiethold**, geb. 1946; Gewerkschaftssekretärin.

ISSN 0176-7232

#### DÜSSELDORFER DEBATE

Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald

Redaktion: Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann

Organisation: Helga Bodenstab

Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/3613360

Erscheinungsweise: monatlich (außer Juli/Aug.)

Abo-Heftpreis 12,- DM (einzelne 15,- DM) + Versandkosten

Kündigung mit Dreimonatsfrist zum Ende des jeweiligen Abonnement-Jahres.

Copyright©:

Verlag: GbR Peter Maiwald, Michael von Bentivegny

Konto 31046-209 Postgiroamt Hamburg (BLZ 20010020)

Gestaltung: Kurt Weidemann

Satz: Konkret, Hamburg; Druck: Plitt, Oberhausen;

Vertrieb: inter-abo, Postfach 1449, 2054 Geesthacht

Anzeigenpreisliste 1/84

Editorial ..... 2

Franziska Wiethold

Stabilität und Wankelmut

Mythen um den Kern der Arbeiterklasse und die Intelligenz ..... 3

Charles L. McGehee

Die Wagenburg, O-Ton Neokonservatismus ..... 20

Gerd Fuchs

Ein Schiffbruch ..... 24

Thomas Neumann

Im Schüfftan-Spiegel gebrochene Hermunduren

Christoph Heins Roman Horns Ende ..... 33

Zeitschriftenschau, Volker Brauns Rimbaud-Essay

39

Klaus Kreimeier

Der Königsweg des Revolutionärs und die Ochsentour zurück  
(inkl. Michel Leiris über Rimbaud) ..... 47

Rafael de la Vega

Das späte Ich — einige Bemerkungen zu Klaus Kreimeier ..... 52

Elisabeth Endres

Anti-Bergfleth oder Aufklärung über die palavernde Unvernunft ..... 54

Karl-Heinz Scherfling

Irrtümer ..... 62

Michael Otte

Der direkte Weg des Denkens ..... 64

HARAKIRI — neueste Selbstmordversuche unter Freunden

73

Werner Hofmann

Die gesellschaftliche Verantwortung der Universität ..... 74

Die Veränderungen sind der Grund, die Welt immer wieder anzuschauen. Das Kopfwerkzeug deformiert sich im tagespolitischen Gebrauch.

Peter Furth gab in der DEDATTE 10/85 u. a. zu bedenken, daß ein Begriff von Arbeit nicht nur aus einem Teil der geteilten Arbeit zu gewinnen ist, schon gar nicht, wenn der Produktionsprozeß sich so entwickelt, daß immer mehr Baumeister immer weniger Leute für Bienen halten möchten. Im vorletzten Heft galt Furths Überlegung der Frage, wie es kommen konnte, daß Gerechtigkeit und Frieden sich auszuschließen scheinen. Neu war auch — zumindest aus dem Interesse der Arbeiterbewegung formuliert — Armin Steils Begründung der Individualität von Intellektuellen als politischer Tugend (im Oktoberheft).

Auf den folgenden Seiten geht Franziska Wiethold u. a. den Ursachen einer schon tradierten linken Gedankenlosigkeit nach: dem Sozialpartner in seiner Papierform als revolutionäres Subjekt beim Montieren einer ideologischen Dampfmaschine. Wenn die zu verändernde Welt interpretiert, verstanden werden soll, sind der Wirklichkeit halbwegs gleichende Begriffe erforderlich. So läßt sich etwa im Lauf der neueren Zeit mit dem Wort Arbeiter die Vorstellung von einem Menschen verbinden, der studiert hat und möglicherweise immer noch nicht Baumeister oder Biene, sondern Arbeiter im marxschen Sinne geblieben ist. Und ein Arbeiter, der nicht theoretisch und über Abstraktionen gelernt hat, ist vielleicht in überschaubarer Zeit kein Arbeiter mehr.

Selbst der scheinbar so umstritten geachtete Antifaschismus, das zeigt Elisabeth Endres, kann keineswegs bloß bleiben, was er immer schon war, sowenig wie sein Gegenstand das tut.

Daß es hingegen so ist, wie es in Frank Ungers Brief eines amerikanischen Neokonservativen (10/85) stand, dokumentiert und bestreitet die Reaktion von Charles McGehee, eines wahrhaftigen, zumindest wirklichen Vertreters dessen, wofür sich Unger ausgegeben hatte.

Solche Aneinanderreihung soll nicht dem Inhaltsverzeichnis Konkurrenz machen, sondern — soweit das nicht die uns noch viel zu wenig bizarre Abfolge vermag — einen gemeinsamen Faden sehr unterschiedlicher Autoren, das Interesse der Redaktion aufzeigen.

Auch wenn wir ihre Meinung nicht teilen, stellen wir unsere Autoren nicht richtig. Wenn wir ihre Haltung nicht teilen, sind sie nicht Autoren der DEBATTE. Wir drucken sie nicht. Und jetzt tun wir es doch: Mit Klaus Kreimeier hatten wir einen Text geplant, der uns dann beim Lesen als Variante der jüngsten Französischen Krankheit erschien: noch militant, in seiner unausgesprochenen Konsequenz aber schon militärisch antikommunistisch. Wie Semprün, Glucksmann etc. andernorts ausreichend verbreitet werden und wir uns doch mit ihnen auseinandersetzen, so tut dies, und so ist es mit Klaus Kreimeier vereinbart, im Anschluß an ihn Rafael de la Vega. Aber zunächst führt die Zeitschriften schau einen unvergleichlich anderen Umgang mit vergleichbarem Stoff vor: Volker Brauns Rimbaud-Essay als eine Neid erweckende DDR-Form, öffentliche Angelegenheiten zu verhandeln.

Also ist an der Rezension von Christoph Heins neuem Buch nur erstaunlich, daß wir niemals Buchrezensionen veröffentlichen; an der 537. Interpretation der Feuerbachthesen durch Michael Otte, daß die 536. schon etliche Jahre zurückliegt; an unserem Titelmotto, daß für seine physikalische Begründung Klaus von Klitzing vor drei Wochen den Nobelpreis bekam.

Franziska Wiethold

## Stabilität und Wankelmut —

Mythen um den Kern der Arbeiterklasse und die Intelligenz

Der Kern der Arbeiterklasse: der Industriearbeiter (natürlich männlichen Geschlechts), der durch seine manuelle Tätigkeit in der materiellen Produktion Werte schafft und Produzentenstolz entwickelt, der durch Fabrikdisziplin und kollektive Arbeit schon als Arbeiterjugendlicher Klasseninstinkt, Solidarität und Verlässlichkeit gelernt hat, der gegenüber instabilen, wankelmütigen Zwischenschichten das Rückrat der Arbeiterbewegung ist. Hinter diesem Bild verbirgt sich eine Gedankenkette mit folgenden Gliedern: der Kern des Kapitalismus ist die Industrieproduktion; ihr entscheidender Träger der manuelle Arbeiter; seine Arbeitssituation vermittelt ihm zugleich die Erfahrung seiner Bedeutung als Werteschaffender, seiner unentrinnbaren Klassenlage und seiner kollektiven Stärke, sodaß er für seine politische Rolle auch subjektiv gerüstet ist.

Das Bild wird zum Mythos: nur noch ein Drittel der abhängig Beschäftigten sind Arbeiter aus dem produzierenden Gewerbe, und auch sie werden von unmittelbaren Produzenten mehr zu Überwachern des Produktionsprozesses; die Angestellten haben zahlenmäßig mit den Arbeitern fast gleichgezogen, ebenso die Schulabgänger mit (Fach)Hochschulreife mit den Abgängen aus Hauptschulen.

Hoffnungen und Ängste entstehen um diese Verschiebungen in der Beschäftigtenstruktur: einige hoffen auf die »neue Intelligenz« als Träger der »neuen sozialen Bewegungen« als Hefe gegenüber den traditionellen, auf Sozialpartnerschaft eingeschworenen Organisationen; andere fürchten angesichts der Zunahme dieser »kleinbürgerlich-individualistischen Gruppierungen« um die Grundlagen der Arbeiterbewegung — Verlässlichkeit und Stabilität. Beschäftigtengruppen werden zu Leitbildern, mit denen man seine Politik und Organisationsstruktur legitimiert.

## Marxismus und »Kern der Arbeiterklasse«

Friedrich Engels benutzt in der »Lage der arbeitenden Klassen in England« den Begriff »Kern der Arbeiterbewegung« eher beiläufig; er bezeichnet damit die Fabrikarbeiter der Baumwollbezirke, die er als »die zahlreichste, älteste, intelligenteste und energischste, daher auch die unruhigste und der Bourgeoisie am meisten verhaßte Klasse von allen englischen Arbeitern« beschreibt (MEW 2/360). »Je weiter das Fabriksystem in einen Arbeitszweig eingedrungen, desto mehr nehmen die Arbeiter an einer Bewegung teil; je schärfer der Gegensatz zwischen Arbeitern und Kapitalisten, desto

entwickelter, desto schärfer das proletarische Bewußtsein im Arbeiter« (455). Engels benutzt die anfänglich beschriebene Gedankenkette über objektive Lage und subjektives Bewußtsein zunächst auch; und noch deutlicher Marx in dem emphatischen Satz des »Kommunistischen Manifests«: »Aber die Bourgeoisie hat nicht nur die Waffen geschmiedet, die ihr den Tod bringen; sie hat auch die Männer (!) gezeugt, die diese Waffen führen werden — die modernen Arbeiter, die Proletarier« (MEW 4/468).

Aus diesen ursprünglichen Hoffnungen haben Marx und Engels aber nie eine Theorie über den Kern der Arbeiterklasse und die ihn umgebenden Ränder und Zwischenschichten gemacht. Für sie war immer der Teil der Arbeiterklasse der wichtigste, der unter den am weitesten entwickelten Produktivkraftbedingungen und Produktionsverhältnissen arbeitet, dessen Arbeitsbedingungen befreit sind von patriarchalisch-feudalen oder kleinbürgerlich-handwerklichen Relikten; dessen Arbeitsvermögen sich nicht mehr in den Nischen individuellen Erfahrungswissens entwickelt, sondern vergesellschaftet ist durch wissenschaftliche Durchdringung des Arbeitsprozesses, durch Planung und Standardisierung der Arbeitsschritte. Der Kapitalismus hatte für Marx und Engels die historische Aufgabe, durch ständige Umwälzung der Produktionsbedingungen und des »Gesamtarbeiters« die menschliche Arbeit der unmittelbaren Stoffumwandlung (im Zentrum materieller Produktion also) überflüssig zu machen und auf planende und kontrollierende Tätigkeiten zu verlagern. Dieser Analyse widerspricht eine Schematisierung der Arbeiterklasse, durch die der »Kern« an einen bestimmten historischen und bald überholten Stand der Produktivkräfte wie z.B. manuelle Tätigkeit im industriellen Großbetrieb gebunden würde.

Marx und Engels erhofften sich zunächst von der Zerstörung vorkapitalistischer Arbeits- und Lebensbedingungen und der unmittelbaren Erfahrung kapitalistischer Ausbeutung, daß das Proletariat — aller kleinbürgerlich-patriarchalischen Illusionen beraubt — quasi genötigt sei, sich auch subjektiv als Klasse zu konstituieren. In späteren Schriften werden sie skeptischer, da der Kapitalismus anstelle der alten Mystifikationen neue Verschleierungen der Produktionsverhältnisse hervorbringt. Marx beschreibt in den »Resultaten des unmittelbaren Produktionsprozesses«, daß gerade die wissenschaftliche Durchdringung des Arbeitsprozesses — seine Entrümpelung von handwerklich-individueller Arbeit — die neue Mystifikation der Herrschaft toter Arbeit über die lebendige schafft: »Die gesellschaftlichen Produktivkräfte der Arbeit, oder die Produktivkräfte direkt gesellschaftlicher, vergesellschafteter (gemeinsamer) Arbeit, durch die Kooperation, die Teilung der Arbeit innerhalb des Ateliers, die Anwendung der Maschinerie, und überhaupt die Verwandlung des Produktionsprozesses in bewußte Anwendung der Naturwissenschaft,... Technologie usw... diese Entwicklung der Produktivkraft der vergesellschafteten Arbeit im Gegensatz zur mehr oder minder isolierten Arbeit der Einzelnen ... stellt sich dar als Produktivkraft des Kapitals... Die Mystifikation, die im Kapitalverhältnis überhaupt liegt, wird jetzt viel weiter entwickelt... Andererseits tritt hier auch die historische Bedeutung der kapitalistischen Produktion, eben durch die Umwandlung des unmittelbaren Produktionsprozesses selbst und die Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte

der Arbeit erst schlagend hervor« (S. 50). Um den anfangs zitierten Engels-Satz wieder aufzugreifen: Je weiter das Fabriksystem auch wissenschaftlich-technisch in einen Arbeitszweig eindringt, desto mehr verschleiert sich der Ausbeutungscharakter des Kapitalismus; je kollektiver, vergesellschafteter die Arbeit ist, desto mehr erscheint das tote Kapital als Werteproduzent.

Engels relativiert 50 Jahre nach dem Erscheinen der »Lage der arbeitenden Klassen« in einem Vorwort zur englischen Ausgabe selber seine damaligen Hoffnungen und beschreibt, wie das Kapital inzwischen gelernt hat, die von ihm vorausgesagte Verschärfung des Gegensatzes zwischen Kapital und Arbeitern zu vermeiden. »Ich habe mir nicht einfallen lassen, aus dem Text die vielen Prophezeihungen zu streichen, namentlich nicht die einer nahe bevorstehenden sozialen Revolution in England, wie meine jugendliche Hitze sie mir damals eingab.« Er beschreibt dann, was aus den ältesten und bestorganisierten Fabrikarbeitern und ihrem Kampf gegen das Kapital in den letzten 50 Jahren geworden ist: »Je größer eine industrielle Anlage, je zahlreicher ihre Arbeiter, um so größer war der Schaden und der Geschäftsverdruß bei jedem Konflikt zwischen dem Fabrikanten und den Arbeitern. Darauf kam mit der Zeit ein neuer Geist über die Fabrikanten, namentlich über die großen. Sie lernten unnötige Streitereien vermeiden, sich mit dem Bestand und der Macht der Trade-Unions abfinden, und schließlich sogar in Strikes — wenn nur zur richtigen Zeit eingeleitet — ein wirksames Mittel entdecken zur Durchführung ihrer eigenen Ziele. So kam es, daß die größten Fabrikanten, früher die Heerführer im Kampf gegen die Arbeiterklasse, jetzt die ersten waren im Aufruf zu Frieden und Harmonie... Zweitens die großen Trade-Unions. Sie sind die Organisationen der Arbeitszweige, in denen die Arbeit erwachsener Männer allein anwendbar ist... Ihre Lage hat sich unzweifelhaft merkwürdig verbessert; der beste Beweis dafür ist, daß seit mehr als fünfzehn Jahren nicht nur ihre Beschäftiger mit ihnen, sondern auch sie mit ihren Beschäftigern äußerst zufrieden gewesen sind. Sie bilden eine Aristokratie in der Arbeiterklasse; sie haben es fertiggebracht, sich eine verhältnismäßig komfortable Lage zu erzwingen, und diese Lage akzeptieren sie als endgültig. Sie sind die Musterknaben der Herren Leone Levi und Giffen, und sie sind in der Tat sehr nette traktable Leute für jeden verständigen Kapitalisten im besonderen und die Kapitalistenklasse im allgemeinen... Die Wahrheit ist diese: Solange Englands Industriemonopol dauerte, hat die englische Arbeiterklasse bis zu einem gewissen Grad teilgenommen an den Vorteilen dieses Monopols« (MEW 22/270-6).

Der Teil der Arbeiterklasse, den Engels 50 Jahre früher als Kern der Arbeiterbewegung bezeichnet hat, wird gerade aufgrund seiner Stärke und der Stärke der Kapitalisten unter imperialistischen Bedingungen vom Totengräber zum Nutznießer dieses Systems.

Lenin läßt sich zunächst besser als Beleg für die Figur »stabile Arbeiterklasse gegen wankelmütige Intelligenz« benutzen. Mit Hilfe Leninscher Zitate ist Generationen linker Intellektueller Proletkult und intellektuelle Unterordnung eingepflegt worden. Da wurde man vor die Wahl »zwischen der Mentalität des wankelmütigen Intellektuellen und des standhaften Proletariers, zwischen dem intellektuellen Individualismus und der proletarischen Geschlossenheit« (Lenin, Ausgew. Werke 1/500) gestellt, lernte die

eigene Lebensweise zu verachten: »Disziplin und Organisation, die der bürgerliche Intellektuelle so schwer begreift, eignet sich das Proletariat dank der Schule, die es in der Fabrik durchmacht, besonders leicht an« (490); und man bekam bei einem von Lenin zitierten Kautsky-Text glänzende Augen: »Der Proletarier ist nichts als isoliertes Individuum. Seine ganze Kraft, sein ganzes Fortschreiten, alle seine Erwartungen und Hoffnungen schöpft er aus der Organisation, aus dem planmäßigen Zusammenwirken mit seinen Genossen. Er fühlt sich groß und stark, wenn er den Teil eines großen und starken Organismus bildet. Dieses ist ihm die Hauptsache, das Individuum gilt demgegenüber sehr wenig. Er kämpft mit vollster Hingabe als Stück der anonymen Masse, ohne Aussicht auf persönlichen Gewinn oder persönlichen Ruhm, erfüllt seine Pflicht auf jedem Posten, auf den er gestellt wird, in freiwilliger Disziplin, die sein ganzes Fühlen und Denken erfüllt« (429).

Abgesehen davon, daß dieses Bild des selbstlosen Parteisoldaten nicht zutrifft, macht er hier aus der Not — der Zerstörung individueller Persönlichkeit durch die Fabrikdisziplin — eine Tugend, aus dem Kollektiv einen sich ausschließenden Gegensatz zur Individualität. Kautsky schrieb dies übrigens 1903, 11 Jahre vor Beginn des 1. Weltkrieges, der vom Proletariat und seinen Organisationen in Westeuropa mit nationalistischen Ausbrüchen für Kaiser, Volk und Vaterland bejubelt wurde, der zum Scheitern der Ersten Internationale und in seiner Folge zur Spaltung der Arbeiterbewegung führte.

Im Kampf gegen Proletkult und Volkstümeli kann man sich zwar wiederum auf Lenin berufen: »Die Geschichte aller Länder zeugt davon, daß die Arbeiterklasse ausschließlich aus eigener Kraft nur ein trade-unionistisches Bewußtsein hervorzubringen vermag... Trade-Unionismus aber bedeutet eben ideologische Versklavung der Arbeiter durch die Bourgeoisie« (166 + 175). Gerade er betonte immer wieder die Rolle der Theorie und der Intellektuellen, um aus dem spontanen und in seiner Begrenztheit notwendig falschen Bewußtsein der Arbeiter Klassenbewußtsein zu entwickeln. Aber dies wurde später zum Klasseninstinkt umgedeutet, der durch »die Organisation« nur weiterentwickelt werden muß. Ebenso wurde unterschlagen, daß Lenin mit Intellektuellen eine Schicht beschrieb, die es heute kaum noch gibt — vereinzelt lebende Kleinbürger außerhalb kapitalistischer Produktion und Reproduktion.

Für die kommunistisch-sozialistische Arbeiterbewegung wurde der »Kern der Arbeiterklasse« so sehr zum Leitbild, daß sie durch die Verschiebungen der Beschäftigtenstruktur in definitorische Schwierigkeiten kam. Manches zur Einteilung von Arbeitern, Angestellten und Intelligenz in Kern, Rand oder Zwischenschicht liest sich wie eine ungewollte Vorwegnahme späterer, gegen den Marxismus gerichteter Mittelschichttheorien, die aus dem Anwachsen von Dienstleistungs- und Angestelltenbereich ein allmähliches Verschwinden der Arbeiterklasse und der Klassengesellschaft konstruierten.

In einer Auseinandersetzung um die Zuordnung der Angestellten innerhalb der KPD Anfang der 30er Jahre ziehen sich die Autoren des »offiziellen Standpunktes« auf ein fast ständig anmutendes Bild der Arbeiterklasse zurück: Kriterium ist »die feste Verankerung in dieser Klasse und pro-

diktive Tätigkeit im gesellschaftlichen Sinne«; wesentliche Voraussetzung für das Entstehen eines klaren Klassenbewußtseins sind »das Hineingebohrenwerden in ein Klassenschicksal« und das »Kraftbewußtsein«, das produktiver Tätigkeit in der industriellen Produktion entspringt. Angestellte stellen »eine der den Kleinbürgern entsprechenden besonders rückständigen Schichten dar«, die nur als Verbündete in Frage kommen (aus: »Der Marxist«, Blätter der Marxistischen Abendschule, Hefte 2/3/4/1932).

Noch in den 60er Jahren, so referiert Helmut Steiner in »Soziale Strukturveränderungen im modernen Kapitalismus«, verneint Jürgen Kuczynski »auch für die in der materiellen Produktion tätigen Angestellten die Zugehörigkeit zur Arbeiterklasse« und verlangt »die materielle Tätigkeit mit Produktionsmitteln zur Erzeugung von materiellen Werten und die produktive Tätigkeit als Erfordernis für die Zugehörigkeit zur Arbeiterklasse« (98).

In den 70er Jahren, in denen das Verhältnis zu Intelligenz und Angestellten intensiver diskutiert wird, ist unter Marxisten zwar nicht mehr umstritten, daß die Mehrheit der Angestellten zur Arbeiterklasse gehört. Aber der »Kern« bleibt auf die Arbeiter in der materiellen Produktion beschränkt, um die sich die anderen herumgruppieren. Heinz Jung z.B. greift im Teil I des IMSF-Standardwerkes »Klassen- und Sozialstruktur der BRD 1950-1970« das Lenin-Zitat auf: »Nur eine bestimmte Klasse, nämlich die städtischen Arbeiter und überhaupt die Fabrikarbeiter, die Industriearbeiter, ist imstande, die ganze Masse der Werktätigen und Ausgebeuteten zu führen im Kampf für den Sturz der Macht des Kapitals«. Dieses Zitat interpretiert er dann so, als ob nur diese Fabrikarbeiter revolutionäres Bewußtsein entwickeln könnten: »Die Fabrikarbeiterenschaft ist, ... deshalb die revolutionärste Klasse, weil sich im Verlaufe der historischen Entwicklung nur aus ihrer objektiven Stellung und Situation ein konsequent revolutionärer Standpunkt gegenüber der kapitalistischen Gesellschaft ergibt, weil sich in diesem Standpunkt die Interessen aller anderen Gruppen der Arbeiterklasse und der Ausgebeuteten am klarsten und konsequentesten ausdrücken können...« (19). Mit dieser Vermischung apodiktischer Feststellungen »nur aus ihrer objektiven Stellung« mit nebulösen Verben »ergibt sich ein revolutionärer Standpunkt« versucht Jung offensichtlich, die damals modischen Randgruppentheorien und den »Abschied vom Proletariat« zu widerlegen, aber durch Ökonomismus (»nur die Fabrikarbeiterenschaft kann revolutionäres Bewußtsein entwickeln«) und durch Überspielen des Fakts, daß der »Kern der Arbeiterklasse« in den hochentwickelten kapitalistischen Ländern entgegen allen Hoffnungen und Prophezeihungen seine revolutionäre Führungsaufgabe nicht wahrgenommen hat. Er verdrängt dabei, daß erst die um den »Kern« entstandenen und entgegen der Realität hochgehaltenen Mythen Enttäuschung und Suche nach neuen Mythen produziert haben. Vom Proletariat müssen sich nur die verabschieden, die im Proletkult erzogen wurden.

Noch unklarer wird es bei der Zuordnung der »Intelligenz«. Nach der Feststellung, daß die Intelligenz in sich inhomogen sei, wird trotzdem mit diesem Begriff weitergearbeitet, hinter dem sich nichts weiter als die Zusammenfassung aller Fachhochschul- und Hochschulabsolventen verbirgt. Steiner, der die Tendenzen in der Beschäftigtenstruktur zunächst differen-

ziert beschreibt, verfängt sich im Korsett erstarter Zuordnungen. Nachdem er festgestellt hat, daß die Intelligenz teils zur Arbeiterklasse, teils zur Zwischenschicht, teils zur Kapitalistenklasse gehört, zieht er sich auf eine nebulös formulierte Gemeinsamkeit zurück, die er beschreibt mit der »ihnen gemeinsamen objektiven Funktion der Erhaltung, Weiter- und Neu-entwicklung der Produktivkräfte im Rahmen des gesellschaftlichen Produktions- und Reproduktionsprozesses und den davon abgeleiteten Gemeinsamkeiten im Bildungsniveau, in der Art und Weise ihrer Tätigkeit und des gesamten Habitus«. Schriftsteller, Naturwissenschaftler, Techniker und Statistiker nennt er dabei. Wer Ausbildung und spätere Tätigkeit kennt, weiß, daß qualifizierte Facharbeiter und Techniker im Betrieb mehr gemeinsam haben als diese Techniker mit Naturwissenschaftlern an Universitäten, von Schriftstellern ganz zu schweigen.

Die Entwicklungstendenz der Intelligenz beschreibt Steiner dann als »Proletarisierungsprozeß, der sie klassenmäßig schichtet und sie insgesamt der Arbeiterklasse durch verschiedene gemeinsame Interessen annähert« (124). Was denn nun — Proletarisierung oder Annäherung oder klassenmäßige Schichtung?

Heinz Jung versucht, in der IMSF-Klassenanalyse diesen Schwierigkeiten zu entgehen, indem er die (Fach)Hochschulausbildung zur ökonomisch entscheidenden Kategorie macht: »Bei allen... unterschiedlichen Funktionen der einzelnen Intelligenzgruppen ergibt sich als gemeinsame Charakteristik, daß die Ausübung dieser Funktionen an eine über dem Niveau der Arbeiterklasse liegende Bildung gebunden ist«. Womit der Arbeiterklasse insgesamt (nicht nur ihrem Kern) ein bestimmtes Bildungsniveau zugeordnet wird (Schuster, bleib bei deinem Leisten?) und festgestellt ist, daß der Facharbeiter, der über den 2. Bildungsweg graduiert Ingenieur wird, seine Klasse verläßt und zur Mittelschicht avanciert; denn »für die Intelligenz im Kapitalismus ist ihre objektive Stellung als Mittelschicht charakteristisch« (135-136). Spätere Differenzierungen im Sinne »Annäherung und Proletarisierung« helfen dann auch nicht mehr viel.

Das IMSF hat vor allem im Jahrbuch 7/84 die realen Veränderungen sehr viel differenzierter beschrieben. Aber wenn es um den »offiziellen Standpunkt« geht, dann bleibt es beim Kern der Arbeiterklasse — dem Industriearbeiter in der materiellen Produktion —, mit dem die Intelligenz als Zwischenschicht ein Bündnis einzugehen hat — so entsprechende Aussagen auf der IMSF-Konferenz »Intelligenz, Intellektuelle und Arbeiterbewegung in Westeuropa« im Frühjahr 1985.

## Entwicklungstendenzen in der Beschäftigungsstruktur

Eine Warnung vorweg: Hier wird keine handlich zubereitete Gegenstruktur mit neuem Kern und neuen Rändern vorgestellt; es werden Tendenzen ohne neue Klassifizierung beschrieben, auch wenn sie erst noch unklar und widersprüchlich zu erfassen sind.

Trotzdem zunächst einige »Gemeinplätze«: Daß Automatisierung zu einer Verlagerung der Tätigkeiten von der unmittelbaren Stoffumwandlung mit Hilfe von Werkzeugen zu Tätigkeiten der Steuerung und Überwachung

eines mechanisierten Arbeitsprozesses führt, ist ebenso unbestritten wie die Zunahme von Tätigkeiten außerhalb der Produktion, die sich mit der Zirkulation und Reproduktion des Kapitals als Folge des zunehmenden Vergesellschaftungsgrades der Produktivkräfte, der Kapitalkonzentration und der Krisenanfälligkeit befassen. Der Hauptteil lebendiger Arbeit wird zur Aufrechterhaltung der gesamten gesellschaftlichen und technischen Maschinerie benötigt, nicht mehr zur unmittelbaren Herstellung von Gebrauchswaren. In Bezug auf die Beschäftigungsstruktur sind sich auch noch alle einig, daß im gewerblichen Bereich handwerklich-stoffliche Tätigkeiten entwertet und abstraktere Maschinenkenntnisse zunehmen werden, und daß im Angestelltenbereich auch geistige Arbeit rationalisiert wird. Aber bei den Konsequenzen für die innere Struktur des »Gesamtarbeiters« beginnen die Unterschiede.

Anfang der 70er Jahre stellten die »Trendsetter« der linken Industriesoziologie Kern/Schuhmann die Polarisierungsthese auf, die Mechanisierung werde zur Übertragung bisherigen Facharbeiterwissens auf Maschinen führen und die Mehrheit der noch Beschäftigten auf standardisierte Spezialfunktionen degradieren, die auch von Angelernten ausgeführt werden können. Nur wenige Beschäftigte werden höher qualifiziert, da sie — als Gegenstück zu den aufgespaltenen Tätigkeiten — den Arbeitsprozeß durch Planung und Kontrolle wieder zusammenfügen. Diese Polarisierungsthese beherrschte bald die linke Diskussion, weil mit ihr relativ einfach sozialpartnerschaftliche Illusionen über den »Segen der Technik« widerlegt werden konnten. Und sie entsprach einem Kapitalismusbild, in dem das Kapital gleichsam allmächtig jegliche Entwicklung nur zum Ausbau seiner Macht und zur Unterwerfung und Spaltung der Arbeiterklasse nutzt und in dem nach wie vor zwischen traditionellem Kern und lohnabhängiger Intelligenz als privilegierter Zwischenschicht unterschieden werden kann.

In ihrem 1985 erschienenen Buch »Das Ende der Arbeitsteilung« haben Kern/Schuhmann einen neuen Trend ausgemacht: das Kapital — zumindest sein aufgeklärter Teil — habe qualifizierte Arbeit als Produktivkraft wieder entdeckt, während es bisher Arbeit mehr als Produktionsschranke behandelt habe, die es möglichst schnell zu überwinden gelte. Gerade in hochmechanisierten Bereichen sei ein Trend zu Reprofessionalisierung der Tätigkeiten, zur Zusammenlegung bisher getrennter Funktionen, zur begrenzten Erweiterung von Gestaltungsspielräumen festzustellen, um Produktionskomplexe flexibel und störungsfrei nutzen zu können. Der neuen Produktionsintelligenz stehe allerdings eine große Gruppe Dauerarbeitsloser und Randbeschäftigte auf Restarbeitsplätzen gegenüber.

Dieser neuen These scheint ein ähnlicher Erfolg beschieden. Viele Marxisten sehen damit Theorien vom »Abschied aus der Industriegesellschaft« und vom Rückzug auf Freizeit und Dualwirtschaft widerlegt; Arbeit und Industrie bleiben nach wie vor lohnenswerte Kampffelder. Sozialdemokratische Modernisierungsstrategen nutzen ihrerseits diese These für eine neue positive Technikeinschätzung, bei der »nur noch« die »Zwei-Dritt-Gesellschaft« vermieden werden muß.

## Dialektik von Arbeits- und Verwertungsprozeß

Die neue wie die alte These leiden am gleichen Mangel, der fehlenden Dialektik zwischen Produktivkraftentwicklung und Produktionsverhältnissen.

Daß Arbeit im Kapitalismus als konkret-nützliche und als wertschaffende eine zwieschlächtige Funktion hat, gehört zwar zum marxistischen Standardwissen, sobald es konkret wird, erschlagen aber entweder die kapitalistischen Produktionsverhältnisse alle fortschrittlichen Seiten der Produktivkraftentwicklung, oder die Produktivkräfte unterwandern die Produktionsverhältnisse (siehe die Auseinandersetzung um den WRL-Artikel in der DEBATTE).

Entgegen allen Wünschen nach »klarer Linie« befindet sich das Kapital bei der produktiven Nutzung des Arbeitsvermögens in einem unauflöslichen Widerspruch: Arbeitsproduktivität und kostengünstige Nutzung des fixen Kapitals sind meist dann am höchsten, wenn gut qualifizierte Beschäftigte mit hoher Arbeitsidentifikation den Arbeitsprozeß flexibel steuern können. Rasche Anpassung an sich verändernde Produktionsbedingungen, Nutzung des angesammelten Erfahrungswissens, geringerer Aufwand bei Vorbereitung und Kontrolle des Arbeitsprozesses sind die Vorteile, derer wegen das Kapital seit 100 Jahren in immer neuen Variationen um den Kopf (vom betrieblichen Vorschlagswesen bis zu den Qualitätszirkeln) und die Seele (von der Betriebsfamilie bis zum Teamwork) des Arbeiters kämpft. Nur sind diese kompetenten Beschäftigten teuer, schwerer austauschbar und kontrollierbar und nutzen ihre Kompetenz auch gegen das Kapital zur Durchsetzung ihrer eigenen Interessen.

Umgekehrt: Beschäftigte mit geringer Qualifikation sind billiger, besser kontrollierbar und austauschbar; ihr Einsatz erfordert aber einen vorher durchstandardisierten Arbeitsablauf, der mit einem Aufwand an Arbeitsvorbereitung, Kontrolle und Wartungstätigkeit wieder zusammengefügt werden muß. Arbeitsprozeß und Verwertungsprozeß widersprechen sich.

## Neue Techniken und Arbeitsorganisation

Die neuen Techniken determinieren weniger denn je eine bestimmte Arbeitsstruktur. Die frühere Gleichsetzung von Mechanisierung mit starrer, zentralisierter Großfertigung und von flexibler Einzelfertigung mit geringer Mechanisierung und dezentraler Steuerung verliert durch die heutigen flexiblen Steuerungsmechanismen an Bedeutung. Gleichzeitig wird aber mit steigendem Mechanisierungsgrad trotz aller Verbilligung im EDV-Bereich so viel Kapital in Form von Maschinen gebunden, daß hohe Auslastung und die damit verbundene höhere Kapitalproduktivität die Profitrate wesentlich beeinflussen. Hohe Auslastung erfordert bei schwierigeren Absatzbedingungen flexiblere Produktionsstrukturen. Sie steigert gleichzeitig die Arbeitsproduktivität, da im hochmechanisierten Bereich das Arbeitsvolumen nicht mehr vorrangig an die Arbeitsmenge, sondern eher an qualitativ definierte Einrichtungs-, Überwachungs- und Reparaturfunktionen

gebunden ist. Lohnkosten sind nicht mehr nach Arbeitsmenge variierbar; und Arbeitsintensität hängt nicht mehr unmittelbar von der Produktionsmenge, sondern von der Menge der Überwachungsfunktionen ab. Dies ist das Ergebnis eines Vergesellschaftungsprozesses, in dem die Funktionen des »Gesamtarbeiters« immer mehr von der auf die Maschinerie übertragenen und in ihr vergegenständlichten Arbeit dirigiert werden.

Kapitalstrategien, die Lohnkosten durch hohe Arbeitsintensität und Standardisierung der Tätigkeiten zu drücken versuchen, haben bei komplexen Fertigungsanlagen einen höheren Preis als früher: nicht nur in der Zunahme vor- und nachgelagerter Tätigkeiten, sondern auch in unflexiblen Arbeitsstrukturen, die Stillstandzeiten durch höhere Störanfälligkeit und Umrüstzeiten erhöhen. Das Kapital hat deshalb beim Einsatz elektronisch gesteuerter Maschinen und Anlagen die Arbeiter weniger dequalifiziert als erwartet. Auch wenn Facharbeiterqualifikationen nur in Ausnahmefällen genutzt werden könnten, so lohnte sich ihr Einsatz trotzdem quasi als Reservefunktion.

Kern/Schuhmann beschrieben für den Typ komplexer Fertigungsanlagen den nächsten Schritt eines möglichen Arbeitsprofils, den Typ einer »neuen Produktionsintelligenz« hier am Beispiel des Werkzeugmaschinenbaus: »War die Maschinenarbeit bisher eher Einzelarbeit gewesen — ein Mann schafft mit 'seiner' Maschine —, so erhält sie mehr kooperative Komponenten. Man arbeitet im (kleinen) Team zusammen mit ein paar anderen Systemfachleuten; die Zuständigkeiten sind höchst variabel und situationsabhängig« (196). Damit würde sich nicht nur die traditionelle Facharbeit aus ihrer erfahrungsorientierten Borniertheit an einzelnen Stoffen/Arbeitsschritten/Maschinentypen lösen und stattdessen kooperativ an Schnittstellen von Fertigungskomplexen eingesetzt werden. Es wäre auch ökonomisch rational, die Ausgliederung von Vorbereitungs-, Planungs- und Kontrollfunktionen zumindest teilweise wieder zurückzuverlagern, sodaß die Trennung zwischen geistiger und manueller Arbeit geringer würde. Die kooperative Arbeit des »Gesamtarbeiters«, der einen gesamten Fertigungskomplex steuert, würde in den Vordergrund treten. Der bisherige Typ des auf Detailfunktionen festgelegten Angelernten würde ebenso an Bedeutung verlieren wie der auf Einzelqualifikationen spezialisierte Facharbeiter, der innerhalb seines engen Arbeitsbereiches Kompetenz und Spielraum hat, aber darüberhinaus Anweisungen unterworfen bleibt.

Diese Beschäftigtenstruktur ist solange produktiv, wie eine Automatisierung von Überwachungsfunktionen zu teuer bzw. zu störanfällig ist und eine tayloristische Aufspaltung der Tätigkeiten Arbeitsproduktivität und Kapitalauslastung behindert. Das Kapital muß aber dann akzeptieren, daß Beschäftigte in entscheidenden Arbeitsbereichen erhebliche Kompetenz, noch dazu in kooperativer Form erhalten. Dazu aber später.

## Neue Techniken und geistige Arbeit

Bei qualifizierten geistigen Tätigkeiten (Beratung, Planung, komplizierte Sachbearbeitung, Leitung), die lange Zeit ihre individuellen Qualifikatio-

nen und Spielräume dem Kapital gegenüber bewahren konnten, werden zunehmend Informations- und Steuerungssysteme zur systematischen Durchleuchtung, Zerlegung und Einbindung dieser Tätigkeiten unter zentrale Vorgaben genutzt. Mit Marxschen Kategorien gesprochen: bisher wurden diese Tätigkeiten dem Kapital nur formal subsumiert; die Beschäftigten waren zwar lohnabhängig, arbeiteten aber nach wie vor ähnlich vereinzelt wie außerhalb des kapitalistischen Produktionsbereiches. Mit Hilfe der EDV-Technik wird diese Arbeit auch reell subsumiert, da sie auch inhaltlich einem arbeitsteiligen mechanisierten Arbeitsprozeß unterworfen wird. Die reelle Subsumtion war für Marx der entscheidende Schritt bei der Aufhebung kleinbürgerlich-handwerklicher Arbeitsweise. Damit verliert geistige Arbeit ihren Sonder-Status, der es rechtfertigt, lohnabhängige Intelligenz und Arbeiterklasse zu unterscheiden.

Die in diesem Zusammenhang benutzte Proletarisierungsthese vereinfacht allerdings die realen Tendenzen. Unbestritten steigt die Zahl abhängig beschäftigter Akademiker kontinuierlich an. Von 1970 bis 1982 stieg sie (ohne Beamte und Selbständige) um 63 Prozent, ihr Anteil an allen abhängig Beschäftigten erhöhte sich von 5,6 auf 8,6 Prozent. Von 1978 bis 1984 stieg die Akademikerbeschäftigung trotz rückläufiger Gesamtbeschäftigung noch einmal um 21 Prozent. Sie verliert damit den Nimbus des Besonderen, auch wenn sich an der Tätigkeit nichts ändert. Wenn bestimmte Qualifikationen inzwischen großen Teilen von Beschäftigtengruppen abverlangt werden, so werden sie werttheoretisch von komplizierter zu einfacher Arbeit, weil sie Normalmaß für den Wert der Arbeit werden. Diese werttheoretische Ebene und die inhaltliche Seite der Qualifikationsentwicklung werden häufig verwechselt. Aus der Zunahme bestimmter Qualifikationen wird deren Dequalifizierung gemacht. Lesen und Schreiben war früher komplizierte, ist heute einfache Arbeit; sind wir deshalb dümmer geworden?

Die Art der Beschäftigung hat sich aber zusätzlich grundlegend geändert. Viele Tätigkeiten, die bisher mit betrieblicher Ausbildung, Berufserfahrung und Weiterbildung ausgeübt werden konnten, werden heute mit Absolventen außerbetrieblicher Ausbildungsgänge besetzt. Die Tätigkeiten der Sachbearbeiter, Abteilungsleiter, Inhaber von Stabsfunktionen oder Techniker erfordern inzwischen weniger spezialisiertes Erfahrungswissen, mehr analytisch-abstrakte Fähigkeiten. Gegenüber der traditionellen Intelligenz im Betrieb sind diese Tätigkeiten stärker in vorgegebene Anweisungen und Arbeitsabläufe eingebunden und kontrolliert. Aber sind sie deshalb proletarisiert? Dieser Begriff bezeichnet die Bewegung falsch; denn hier sind nicht traditionelle Intelligenzfunktionen zu Facharbeitertätigkeiten herabgesunken; sondern klassische Tätigkeiten mit betrieblich erworbenem Erfahrungswissen bedürfen jetzt anderer, meist höherer Qualifikationen. Dieser Prozeß läßt sich in eine eindimensionale Bewegung — vom Facharbeiter zur Intelligenz oder umgekehrt — nicht einordnen, weil sich beider Tätigkeiten ändern.

Die Bedeutung der traditionellen betrieblichen Intelligenzfunktionen im Bereich Planung, Beaufsichtigung, Entwicklung, Stabsfunktion oder Verwaltung ist ebenfalls quantitativ gewachsen, sodaß hier zwei Ansatzpunkte zur reellen Subsumtion zusammen treffen: die Möglichkeit, durch EDV die

Arbeit in ein System vorgegebener Arbeitsschritte und Denkvorgänge einzuplanen und die tayloristische Möglichkeit, die zahlreicher gewordenen Arbeitsschritte zu spezialisieren. Das Kapital holt bei diesen Tätigkeiten offensichtlich die Phase der Taylorisierung mit all seinen Widersprüchen nach. Die Reduzierung bisher selbständiger Tätigkeiten auf Detailfunktionen, ihre Einbindung in EDV-Programme, macht sie (auch in der mittleren und unteren Führungsebene) endlich fürs Kapital transparent und kontrollierbar und erhöht die Arbeitsproduktivität durch den Abbau von Nischen und Doppelarbeit. Sie zerstört aber auch Arbeitsmotivation und Ideenreichtum, unterwirft komplizierte Entscheidungsstrukturen häufig allzu schlichten Standardprogrammen, was gerade bei Planungs- und Leitungsfunktionen fatal werden kann. Das Management, das meinte, endlich häufig verselbständigte Führungs- und Spezialistengruppen kontrollieren zu können, fürchtet jetzt — als Kehrseite von Transparenz, Standardisierung und Kontrolle — deren »innere Kündigung«. Zentralisierungs- und Dezentralisierungstendenzen, Tendenzen der Spezialisierung und Integration wechseln sich deshalb noch ab.

Dort, wo die Taylorisierung schon wieder überwunden werden kann, weil standardisierte Einzelschritte auf EDV-Programme übertragen werden, werden die verbleibenden Arbeitsbereiche wieder integriert, allerdings eingebunden in vorgegebene Arbeitsschritte und Entscheidungsmöglichkeiten. Auch hier: Weder der traditionelle Begriff der Intelligenz noch der des Proletariats passen auf diese reell subsumierten, aber fachlich immer noch hochqualifizierten Tätigkeiten.

### Veränderungen in der Ausbildung

1984 hatten 21 Prozent der Schulabgänger die Hochschulreife erworben, 7 Prozent die Fachhochschulreife, 32 Prozent Realschulabschluß, 32 Prozent Hauptschulabschluß und 8 Prozent keinen Abschluß. Bei den Berufsabschlüssen ist der Trend ähnlich:

Berufsabschlüsse der (in %)	ohne Abschluß	Lehre	Fach- schule	Fachhoch- schule	Hoch- schule
30-35jährigen	25	57	6	3	9
50-55jährigen	43	46	6	2	3,5

Der Gesamtrend: Verlagerung der Ausbildung aus dem Arbeitsprozeß in gesonderte Ausbildungseinrichtungen; Zunahme abstrakter Kenntnisse anstelle stofflich orientierter Spezialfertigkeiten; systematische Aneignung statt Erwerb von Erfahrungswissen durch »learning by doing«.

Auch die betriebliche Berufsausbildung ändert sich: Realschulabschluß ist auch für viele gewerbliche Berufe (früher nur für kaufmännisch-technische) Voraussetzung, weil die in der allgemeinbildenden Schule vermittelten Kulturtechniken wie Rechnen, Lesen und Schreiben für die Ausbildung

wichtiger werden. Der Ausbildung gehen häufig Berufsgrundbildungsjahr oder Berufsfachschule voraus. Industriell-gewerblich Auszubildende bleiben in der ersten Ausbildungsphase überwiegend in der Lehrwerkstatt, spätere Ausbildungsteile werden durch innerbetrieblichen Unterricht und Berufsschule ergänzt. Der Hintergrund für diese veränderten Lernformen: Am Arbeitsplatz ist bei hochmechanisierten Tätigkeiten durch Zuschauen und Nachahmen nicht mehr viel zu lernen. Und die erforderlichen Fähigkeiten bestehen nicht mehr in stofflichem Erfahrungswissen, in der Ausführung sinnlich wahrnehmbarer Arbeitsschritte, sondern mehr in technisch-abstrakten Kenntnissen, bei denen Beschäftigte aus Zeichnungen, Signalen, Formeln die Arbeitsstrukturen erkennen und Arbeitsschritte ableiten müssen.

Die frühere Trennung zwischen betrieblicher und schulischer Ausbildung ist geringer geworden; es haben sich eine Fülle von Zwischenstufen entwickelt; auf der einen Seite die vollqualifizierende Berufsfachschulausbildung, auf der anderen Seite betriebliche Sonderausbildungsgänge für Abiturienten. Es gibt noch die klassische erfahrungsorientierte Lehre am Arbeitsplatz, aber sie bereitet auf gering mechanisierte Tätigkeiten vor und hat mit der gewerblich-industriellen Lehre z.T. weniger Ähnlichkeit als diese mit einer Technikerausbildung.

Die sogenannte Arbeiterjugend ist nicht mehr auf kurze Schulzeit und Lehre am Arbeitsplatz festgelegt; schulische Ausbildungsgänge sind zugänglich geworden. Selbst bei der betrieblichen Ausbildung verschiebt sich die Lernform mehr zur systematischen Aneignung abstrakter Kenntnisse. Das Bild des Arbeiters, der schon als Halbwüchsiger zusammen mit seinen Klassengenossen von der Fabrikdisziplin und dem Umgang mit Material und Werkzeug geformt wird, verblaßt, zumindest in den hochmechanisierten Bereichen. Auch von der Ausbildung her nähern sich Facharbeit und geistige Arbeit an.

### Die veränderten Beschäftigtenstrukturen — eine Gefahr für den kapitalistischen Herrschaftsprozeß?

Welche Sprengkraft hat der hier beschriebene Trend zu höher qualifizierten, kooperativ arbeitenden Beschäftigten mit — wenn auch begrenzter — Entscheidungskompetenz? Zunächst führt er zugleich zu erheblicher Zunahme von Massen- und Dauerarbeitslosigkeit mit all den entsprechenden Erscheinungen an unterwertiger Beschäftigung und dauerhafter Ausgliederung aus dem Arbeitsprozeß.

Kern/Schuhmann greifen dies mit ihrer These der Segmentierung des Arbeitsmarktes in drei Gruppen auf: die neue Produktionsintelligenz als Stammbelegschaft, eine rationalisierungsbedrohte Randbelegschaft auf Restarbeitsplätzen und Dauerarbeitslose. Diese Segmentierung weckt den Eindruck abgeschotteter Arbeitsmärkte, in denen die Stammbelegschaften sich auf Kosten des Restes absichern. Auch Kern/Schuhmann rutscht in diesem Zusammenhang die Formel von den Arbeitsplatzbesitzern heraus, als ob diese Beschäftigten schon zu Kapitalisten geworden wären.

Das Kapital kann diese qualifizierten Beschäftigten weniger heuern und feuern; die an diesen Arbeitsplätzen notwendige Verlässlichkeit und Qualifikation erfordert ihren Preis in Form von Einkommen und sozialer Absicherung. Aber warum sollten sich die Unternehmen die Chance entgehen lassen, auch diese Beschäftigten mit der Drohung minderwertiger Beschäftigung und möglicher Arbeitslosigkeit zu disziplinieren? Schließlich schafft die reelle Subsumtion bisher exklusiver geistiger oder auch handwerklicher Tätigkeiten unter das Kapital gleichzeitig die Möglichkeit, diesen höher qualifizierten Gesamtarbeiter schärfer zu kontrollieren und Leistungsvorgaben zu unterwerfen, die in Programmen und Fertigungskomplexen integriert sind. Und schließlich sind Kapital und Staat gerade dabei, die in Zeiten der Vollbeschäftigung durchgesetzten Absicherungen abzubauen und auch den Druck auf die Stammbelegschaften zu vergrößern. Die ersten Verschlechterungen wurden zwar damit verkauft, es trafe nur Randbelegschaften, um die Stammbelegschaften ruhig zu halten; im zweiten Schritt werden dann aber die Stammbelegschaften mit ihren sogenannten Privilegien unter Druck gesetzt.

Disziplinierung und Internalisierung von Leistungsnormen werden z.B. im Konzept der »Profit-Center« erprobt: Der Betrieb wird in möglichst kleine Einheiten aufgeteilt, die auf das Verhältnis von Kosten und Gewinn hin untersucht, miteinander verglichen werden und bestimmte Gewinnziele gesetzt bekommen. Dies setzt exakte Zurechnung von Kosten und Nutzen und deren ständige Beobachtung ebenso voraus wie differenzierte Planvorgaben. Die einzelnen Profit-Center bekommen Spielraum bei der Entscheidung, wie diese Planvorgaben zu erreichen sind. Die Beschäftigten sollen dadurch die Leistungsvorgaben internalisieren und sich selber »unternehmerisch« verhalten. Solange der Profit stimmt, sind Beschäftigung und Einkommen gesichert. Wenn nicht, sinken automatisch die ertragsorientierten Einkommensteile, und die Betriebseinheit muß Vorschläge zur Erreichung des Planziels erarbeiten; sonst sind die gesamte Betriebseinheit oder zumindest einzelne Arbeitsplätze gefährdet. An der Stelle äußerer Kontrollmechanismen oder undurchschaubaren Eigenlebens einzelner Betriebsteile werden Profitmechanismen objektiviert und internalisiert.

Unterstellt man die skizzierte Entwicklung bei Qualifikation und Beschäftigung als künftigen Trend, so wird sich im Mittelfeld der Hierarchie ein Beschäftigtentyp entwickeln, der an den Schnittstellen der Steuerung und Überwachung komplexer Fertigungsanlagen und Informationssysteme eingesetzt wird, also neben der materiellen Stoffumwandlung steht, der Systemkenntnis mit Spezialwissen verbinden muß, der Entscheidungskompetenz aber nur in einem genau definierten Rahmen hat, der in kleinen flexiblen Arbeitseinheiten (räumlich vielleicht sogar isoliert) aber eingebunden in Großkonzerne mit zentralen Vorgaben arbeitet, dem hohe geistige und nervliche Aufmerksamkeit und ständiges Mitdenken abverlangt wird, aber im Rahmen vorgegebener Arbeits- und Denkschritte, die ihm wenig Chancen zu Individualität lassen. Also Einbindung von Systemüberblick, hoher fachlicher Qualifikation und Entscheidungskompetenz in durchorganisierte Programmabläufe — eine Mischung, die bisher weitgehend unbekannt war; bisher stand der Typ des angelernten Arbeiters, der mit seinem Arbeitsvermögen wenig gefordert war und deshalb Gleichgültigkeit

entwickelte, dem Typ des spezialisierten Facharbeiters gegenüber, der in seinem Bereich Spielräume hatte; und dieser wiederum stand geistig-planender Tätigkeit gegenüber, die bisher schwer zu kontrollieren war. Qualifikation und Spielräume bedingten sich.

Die Unterschiede in der Struktur des Gesamtarbeiters werden fließender: »Da mit der Entwicklung der reellen Subsumtion unter das Kapital... nicht der einzelne Arbeiter, sondern mehr und mehr ein sozial kombiniertes Arbeitsvermögen der wirkliche Funktionär des Gesamtarbeitsprozesses wird, und die verschiedenen Arbeitsvermögen, die konkurrieren, und die gesamte produktive Maschine bilden, in sehr verschiedener Weise an dem unmittelbaren Prozeß der Waren — oder besser hier der Produktbildung teilnehmen, der eine mehr mit der Hand, der andre mehr mit dem Kopf arbeitet, der eine als Manager, Engineer, Technologe etc., der andre als Overlocker, der dritte als direkter Handarbeiter oder gar bloß Handlanger, so werden mehr und mehr Funktionen von Arbeitsvermögen unter den unmittelbaren Begriff der produktiven Arbeit und ihre Träger unter den Begriff der produktiven Arbeiter, direkt vom Kapital ausgebeuteter und seinem Verwertungs- und Produktionsprozeß überhaupt untergeordneter Arbeiter einrangiert. Betrachtet man den Gesamtarbeiter, aus dem das Atelier besteht, so verwirklicht sich materialiter seine kombinierte Tätigkeit unmittelbar in einem Gesamtprodukt, das zugleich eine Gesamtmasse von Waren ist, wobei es ganz gleichgültig, ob die Funktion des einzelnen Arbeiters, der nur ein Glied dieses Gesamtarbeiters, ferner oder näher der unmittelbaren Handarbeit steht« (Marx, Resultate des unmittelbaren Produktionsprozesses, 65-66). Die traditionellen Bilder vom Kern der Arbeiterklasse und der Intelligenz als Zwischenschicht, vom Gegensatz manueller und geistiger Arbeit sind überholt.

## Neue Leitbilder für das Politikverständnis der Arbeiterbewegung

Mit den alten Leitbildern wurde ein Politikverständnis begründet, bei dem »die Organisation« Führung und Handlungskompetenz gegenüber ihren Mitgliedern beansprucht, Hoffnungsträger für die Ideale einer besseren Welt und Autorität für die Erklärung theoretischer Zusammenhänge ist. Bei diesem Politikverständnis bestand schon immer die Gefahr, die den Arbeitern unterstellten »Fabrikugenden« einschließlich der damit verbundenen Defizite und Verkümmерungen zu überhöhen. Theoretische Auseinandersetzungen, die Arbeitern mit konkretistischem Erfahrungswissen schwer zugänglich waren, wurden in Expertenkreise verbannt, um den Arbeitern statt dessen »einfache, einleuchtende Erklärungen« zu geben. Die durch frühe betriebliche Sozialisation und Perspektivlosigkeit häufig verkümmerte Neugier, die reduzierten Ansprüche an die eigenen Fähigkeiten, wurden häufig zu Kollektivgeist, Stabilität und Sinn fürs Praktische umdefiniert, die objektiv notwendige Einheit im Handeln zur Forderung nach Einheit im Denken, nach Verzicht auf theoretische Auseinandersetzungen. Als Prototyp kam dann der Arbeiter heraus, der »der« Organisation vertraut und »ihr« folgt, wenn sie ruft.

Die SPD z.B. war lange Zeit darauf stolz, daß Arbeiter in den großen Ruhrgebietsstädten angeblich auch dann SPD wählen würden, wenn ein Besen kandidierte. Franz Steinkühler behauptet im Bezug auf veränderte Beschäftigungsstrukturen fast bedauernd, daß Facharbeiter für die Gewerkschaft über das Gefühl, Ingenieure aber nur über den Kopf zu gewinnen seien. Rolf Knecht, Betriebsratsvorsitzender von Honeywell, berichtete auf der bereits erwähnten IMSF-Konferenz, daß während des IGM-Streiks 1984 »der« Dreher sofort, ohne zu fragen, Streikposten gestanden hätte, während »der« Ingenieur erst mal habe wissen wollen, wie es weitergeht. Und auch in der kommunistischen Tradition wurden politische und theoretische Diskussionen häufig mit Hinweis auf die notwendige proletarische Disziplin als kleinbürgerlich-destruktiv abgetan.

Es sei dahingestellt, was an dem Argument »der Arbeiter will es so« Wunsch und was Realität ist; häufig verbirgt sich hinter der »Organisationsstreue« nur höhere Frustrationstoleranz und pragmatisches Sich-abfinden. Soweit das Argument aber stimmt, ist diese Realität häufig genug von der Organisation miterzeugt worden, indem sie ursprüngliche Interessen zu wenig aufgegriffen und aus der Not eine Tugend gemacht hat. Auf jeden Fall gerät dieses Politikverständnis in Widerspruch zu den sich verändernden Beschäftigtenstrukturen. Die Defizite in den Möglichkeiten der Theorieaneignung sind geringer geworden; durch die längere Ausbildungphase können sich mehr Neugier, Wünsche, individuelle Ansprüche (einschließlich aller Illusionen) entwickeln. Die weniger spezialisierte Arbeit führt zu einem größeren Bedürfnis nach Einsicht in Zusammenhänge. Die größere Handlungskompetenz läßt mehr individuelle Stärke zu. Um an das Kautsky-Zitat anzuknüpfen: Der Proletarier ist nicht mehr Stück einer anonymen Masse, er gilt auch als Individuum etwas, er schöpft seine Kraft auch aus den eigenen Fähigkeiten. Und um die ursprünglich aufgezeigte Gedankenkette aufzugreifen: die objektive Grundlage des Arbeiterbewußtseins — das Hineingeborenwerden in das Arbeiterschicksal, die Fabrik als die eigentliche Schule, die Entwicklung von Produzentenstolz, weil man selber sichtbar Gebrauchswerte aufgrund selbst erworbenen Erfahrungswissens herstellt, die Kollektivität durch die gleichförmige, auch äußerliche Arbeitsdisziplin in großen Betriebseinheiten und in stabilen und abgeschotteten Lebenszusammenhängen — verschwindet allmählich mit der Entwicklung der Produktivkräfte auch unter kapitalistischen Bedingungen.

Mit der weniger begrenzten Arbeitswelt und Lebensperspektive lösen sich auch naturwüchsige Abgrenzungen in »Oben« und »Unten« auf. Beschäftigte, die mehr Zugang zu Planung und Gesamtüberblick haben, distanzieren sich »von denen da oben« weniger mißtrauisch und sind damit auch bereit, kapitalistische Rationalität als Leitbild zu übernehmen, wenn sie einsichtig erscheint. Dies läßt sich nicht mit Aufstiegsmentalität abtun; schließlich hat das kapitalistische System eine zunächst durchaus überzeugende Logik, solange es sich als produktiv und erfolgreich darstellen kann. Auch die mißtrauische Distanz klassischer Arbeiter bietet nur einen unzureichenden Schutz vor dieser Überzeugungskraft, wie man an Generationen ursprünglich »klassenbewußter« Funktionäre sieht, die der Kapitallogik erliegen, wenn sie in die Unternehmensplanung eingeweiht werden.

Die politische Arbeit mit diesen Beschäftigten erfordert von vorneherein intensivere Auseinandersetzungen weit über den Erfahrungsbereich des einzelnen hinaus. Diese Auseinandersetzungen werden sich weniger auf die unmittelbare Situation im Betrieb beschränken, sondern die Sinnhaftigkeit der eigenen Arbeit im gesamtwirtschaftlichen Maßstab und die gesamtwirtschaftlichen Auswirkungen betrieblicher Entscheidungen einbeziehen. Gerade die spezifische Arbeitssituation — Handlungs- und Fachkompetenz, aber eingebunden in Zielvorgaben, Arbeitsschritte und Kontrollen — schafft ein Spannungsfeld zwischen Identifikation und Entfremdung, Spielraum und Disziplinierung — mit neuen Konfliktpotentialen. Es wird weniger um erfahrbare Auswirkungen kapitalistischer Herrschaft gehen, die häufig personalisiert als Willkür, moralisch beurteilt wurden. Es wird mehr um die wesentlichen Probleme, nämlich die in EDV-Systemen objektivierten Gesetze kapitalistischer Rationalität gehen. Auch das Verhältnis zum Kollektiv ändert sich, weil Kollektivität nicht mehr bereits äußerlich als »Wir-Gefühl« erfahren wird. Die Bereitschaft zur fraglosen Identifikation mit der Organisation sinkt; das Bedürfnis, Entscheidungen über strategisch-taktische Vorgehensweise zu durchschauen, wächst. J.v.Heiseler beschreibt im IMSF-Jahrbuch 7/84 einen neuen Typ betrieblicher Kader, dessen emotionale Bindung an die Gewerkschaft »nicht mehr als emotionaler Kitt verwandt werden kann, um strategische und gewerkschaftspolitische Differenzen zu überdecken« (126). Kaspar Maase, der dieser Auflösung fester Arbeiterstrukturen vor allem im Reproduktionsbereich nachspürt und dabei auch die befreiende Funktion dieser Individualisierungstendenz beschreibt, verknüpft damit allerdings Hoffnungen, die etwas relativiert werden müssen: »Damit eröffnen sich Zugangsmöglichkeiten zu einer sozialistischen Arbeiterbewegung, wenn diese die Eigentumsfrage als Grundfrage überzeugend herauszuarbeiten vermag. Individualisierung bedeutet steigendes Bildungsniveau und wachsende Handlungsfähigkeit, steigende Bedürfnisse nach Selbsttätigkeit und Persönlichkeitsentfaltung; diese Ansprüche stoßen im Reproduktionsbereich auf die vom staatsmonopolistischen Kapitalismus gezogenen Grenzen; sie können zur persönlichen Entscheidung für Engagement im Klassenzusammenhang führen...« (273/274)

Bezieht man den hier skizzierten Widerspruch auf den Produktionsbereich, so erscheint er den Beschäftigten zunächst als Widerspruch zur Technik in Form von Programmen oder Maschinerie, die Individualität und Kompetenz fordert und gleichzeitig einengt. Hier wird die Mystifikation der Herrschaft toter über lebendige Arbeit virulent. Diese Mystifikation zu überwinden, setzt voraus, den gesellschaftlichen Charakter dieser naturhaft erscheinenden, verselbständigtigen Maschinerie theoretisch zu durchschauen. Viele qualifizierte Beschäftigte, die zunächst schmerhaft und kritisch die kapitalistische Arbeitsorganisation als Grenze für ihre eigene Individualität erleben, werden ohne diese theoretische Auseinandersetzung diese Grenze als notwendig und in sich rational oder auch nur als unüberwindbar akzeptieren müssen und dann bereit sein, die eigenen Ansprüche zu reduzieren. In der Qualifikationsentwicklung und in der Arbeit werden nicht nur Bedürfnisse nach Selbsttätigkeit entfaltet, sondern auch die »Akzeptanz von Sachzwängen« und das Internalisieren von Leistungs-

normen geübt.

Es ist noch nicht absehbar, ob der Kapitalismus auf dieser Stufe der Produktivkraftentwicklung Beschäftigte benötigt, deren Qualifikation mit Kapitalherrschaft nicht zu vereinbaren wäre. Es ist aber auch nicht absehbar, ob der Kapitalismus die aufgezeigten Konfliktpotentiale gänzlich entschärfen und verdrängen kann.

Wenn diese Konfliktpotentiale politisch genutzt werden sollen, so kann die Arbeiterbewegung weniger auf Zusammengehörigkeitsgefühl und Vertrauen setzen. Sie muß sich und ihre Ziele mehr durch theoretische und strategische Auseinandersetzungen legitimieren. Abgesehen davon, daß man solchen Veränderungen nicht ausweichen kann, bietet sich dadurch die Chance, politischere und überzeugtere Mitglieder zu gewinnen. Denn die für Arbeiter typische Distanz gegenüber »denen da oben« bedeutet meist auch Distanz gegenüber allen Ideologien, heißt Rückzug auf das Bekannte und Sichere aus Mißtrauen gegenüber Versprechungen und Veränderungen, weil man Ansprüche reduziert und sich mit dem Gegebenen abgefunden hat. Auseinandersetzungen mit der Logik des Kapitals eröffnen demgegenüber die Chance, nicht nur beim trade-unionistischen Bewußtsein oder bei der moralischen Verurteilung stehen zu bleiben, sondern zum Wesen des Kapitalismus vorzustoßen.

Trotz dieser mit den veränderten Bedingungen verbundenen neuen Chancen politischer Arbeit überwiegt im Augenblick bei vielen Funktionären noch das Mißtrauen und das Festhalten am Mythos des traditionellen Arbeiters. Hält man den Arbeiter, der ohne viele Fragen bereitsteht, wenn die Organisation ihn ruft, für pflegeleichter als den Ingenieur, der erst diskutieren will?

#### Zitierte Literatur:

- Horst Kern/Michael Schuhmann, Das Ende der Arbeitsteilung? Rationalisierung in der industriellen Produktion, München 1985
- Beiträge des IMSF, Klassen- und Sozialstruktur in der BRD 1950-1970, Teil I, Klassenstruktur und Klassentheorie, Frankfurt 1972
- Marxistische Studien, Jahrbuch des IMSF 7, Frankfurt 1984
- Helmut Steiner, Soziale Strukturveränderungen im modernen Kapitalismus, Berlin 1967
- Autorenkollektiv am Institut für Soziologie der FU Berlin, Klassenlage und Bewußtseinsformen technisch-wissenschaftlicher Lohnarbeiter, Frankfurt 1973

*Was dick ist und schnauft, muß wenn es nach allen Seiten offen und noch nicht endgültig festgelegt ist, den Wunsch haben, auch einmal dünn zu sein und zu pfeifen.*

Ludwig Harig

# Die Wagenburg

## O-Ton Neokonservatismus

Charles L. Mc Gehee

In DEBATTE 10/85 erschien ein »Brief eines amerikanischen Neokonservativen an einen jüngeren linken Freund in der BRD«, den ich mit Vergnügen zur Kenntnis genommen habe. Ich finde aber, daß der Autor in seiner fiktiven Selbstdarstellung eines amerikanischen Neokonservativen nur eine spezielle Gruppe vorgeführt hat: die Groß-Publizisten aus der Ostküsten-Intellektuellen-Szene um »Commentary« und »The Public Interest«, wie Irving Kristof, Norman Podhoretz, Peter Drucker, Daniel Bell u.a. Wie aber ist es mit dem Rest? Der Neokonservatismus ist eine durchaus breite Strömung unter der gesamten Mittelklasse, den Millionen von Geschäftsleuten, Angestellten, Journalisten, Lehrern, Sozialarbeitern, öffentlichen Bediensteten und Universitätsdozenten im ganzen Land, von denen die meisten nie in ihrem Leben Gelegenheit haben werden, »auf einen Berg zu steigen und zu predigen«, d.h. in einer landesweit verbreiteten Zeitschrift veröffentlicht zu werden. In ihrem Namen habe ich — zu Ihrer und vielleicht Ihrer Leser Erbauung — eine alternative Version zum »Brief eines amerikanischen Neokonservativen« verfaßt:

Weißt Du, wir Ex-Liberalen und heutigen Konservativen sind eigentlich die angestammten und rechtmäßigen Herrscher der modernen Welt. Wir haben den Feudalismus zum Untergang gezwungen durch unser Insistieren auf Teilnahme am politischen Entscheidungsprozeß und dadurch, daß wir das Leistungsprinzip anstelle des Rechts der Geburt zum Kriterium von Herrschaftslegitimität gemacht haben. Dabei haben wir auch die Verantwortung für die Bewahrung der Kultur übernommen.

Natürlich hatten wir dieselbe Furcht vor den Massen wie die Aristokratie. Wir wußten, daß politische Entrechtung und zu großes Elend am Ende unseres Untergangs bedeuten könnte. Außerdem wußten wir, daß wirtschaftliches Wachstum unerlässliche Bedingung unseres Wohlergehens war (ist), und daß auf lange Sicht dieses wirtschaftliche Wachstum nur möglich sein würde, wenn eine genügend große und qualifizierte Bevölkerung vorhanden wäre, die unsere Technologie entwickeln, unsere Firmen managen und unsere Ideen verschlingen könnte. Einer unserer berühmtesten Landsleute, Henry Ford, hat seinerzeit, als er nach den Gründen für die Einführung der 40-Stundenwoche und des 5-Dollar-Tageslohns in seinen Fabriken gefragt wurde, nur festgestellt, daß es schließlich auch seine eigenen Arbeiter seien, die Ford-Autos kauften. Der Parkplatz vor dem Fabrikgelände war Beweis genug. Kein System kann wachsen, wenn seine Mitglieder von der vollständigen aktiven Teilnahme am Wirtschaftsprozeß ausgeschlossen werden.

Aus diesen Überlegungen heraus unterstützten, ja regten wir in diesem Jahrhundert die Reformen der dreißiger und sechziger Jahre an. Schwarze, Arme, Homosexuelle, Frauen: sie alle hatten Geld zum Ausgeben und Ideen beizutragen, von denen wir der Meinung waren, daß sie allen zugänglich gemacht werden sollten. Wir konnten es uns einfach nicht leisten, ihnen nicht zu helfen. Es war eine Sache der geschäftlichen Vernunft.

Die Intellektuellen unter uns fanden auch ihren Markt bei den Entrichteten und Unwissenden. Der einfachste Weg zu einem Publikum — nichts ist wichtiger für Intellektuelle — ist der Zugang zu einem Klassenraum oder Hörsaal. Die Expansion der Universitäten nach dem Zweiten Weltkrieg war nicht unmittelbar ein Service für die zurückkehrenden Kriegsveteranen (sie begann überhaupt erst in den fünfziger Jahren), sondern sie war das Resultat der zuvor stattgefundenen akademischen Ausbildung vieler Veteranen, die nun nach Betätigungsfeldern suchten: erst das öffnete die Tore der bis dato restriktiven höheren Bildungsinstitutionen für die Massen.

Das Resultat von alledem war natürlich das, was wir auch immer in unseren Verlautbarungen so gewollt hatten: die Armen erlangten in der Tat einige Einfluß auf die Sozialpolitik, von der sie betroffen waren, insbesondere auf dem Weg über die Gerichte; angeklagte Kriminelle bekamen erhebliche Möglichkeiten, der Staatsgewalt Paroli zu bieten; die gesetzlichen Barrieren gegenüber Homosexualität und ähnlichen Dingen fielen eine nach der anderen, gleichsam wie in einem Liberalisierungsrausch, und das gleiche galt für die Geschlechterschranken. Die Rassenzugehörigkeit wurde weitgehend irrelevant im öffentlichen Leben, zumindest auf der Gesetzesebene. Die Massen hatten — kurz gesagt — ein höheres Maß an praktischer Freiheit erlangt als je zuvor in unserer Geschichte.

Unser Bild von einer Welt, in der die Massen befreit wären, war allerdings ziemlich schmalspurig. Wir waren der Meinung, daß man eine Gesellschaft einfach dadurch reformieren kann, daß man das bereitstellt, woran es im Moment gerade mangelt. Sind die Leute arm, geben wir ihnen doch Geld! Haben sie kein Stimmrecht, geben wir ihnen das Stimmrecht! Sind sie Gefangene ihrer Vorurteile in sexuellen Dingen, zerstören wir die Vorurteile! Sind die Leute frustriert von der staatlichen Bürokratie, sorgen wir dafür, daß die staatliche Bürokratie freundlich und hilfsbereit wird!

Natürlich hätten wir wissen müssen, daß alle Dinge dieser Welt — und auch alle Problemlösungen — die Keime ihres Untergangs in sich tragen. Probleme existieren in der realen Welt, und Problemlösungen müssen der realen Welt angemessen sein. Wenn man die Wurzeln der ersten nicht erkennt, kann man sicher sein, daß die zweiten die Sache nur schlimmer machen. Was wir herausfanden, war natürlich, daß Leute nicht einfach dadurch, daß man ihnen Geld gab, aufhörten, »arm« zu sein. Statt dessen wollten sie immer mehr und entfremdeten sich dadurch diejenigen, die in den Institutionen dafür arbeiteten, daß die Armen überhaupt Geld bekommen. Einfach Leuten das Stimmrecht zu geben, die weder wissen, wofür, noch für wen sie wählen sollen bzw. dies nach Lust und Laune oder nach ihrem leicht manipulierbaren »Gefühl« entscheiden, führt allein in eine Krise der Regierbarkeit. Im Namen des Prinzips der persönlichen Freiheit davon abzuhalten, sich in die Angelegenheiten gesellschaftlicher Außenseiter einzumischen, ist gleichbedeutend mit einer Lizenz für derartige Elemente, die

Gesellschaft für ihre Bedürfnisse auszubeuten. Und die Befreiung des Sexualen von allen gesellschaftlichen Schranken, als ob alle individuellen menschlichen Probleme allein gesellschaftlich verursacht wären, bewirkt nicht nur eine verzehrende sexuelle Besessenheit zum Nachteil aller anderen Formen menschlicher Beziehungen, sondern kann — wie es bereits geschehen ist — tödlichste Seuchen auslösen.

Ist es denn somit ein Wunder, daß unser selbstaufgerlegter »Sinn für soziale Verantwortung« mit der Zeit einer Verachtung für die Massen gewichen ist? Warum haben sie uns das angetan? Warum waren sie uns gegenüber so wenig dankbar? Warum waren sie nicht ebenso verantwortungsbewußt wie wir? Sei's drum, zur Hölle mit ihnen!

Beim Versuch, das Amerika der Nachkriegszeit zu erklären, wird häufig viel hergemacht von den Intellektuellen, vor allem den jüdischen Emigranten aus Europa. Meiner Ansicht nach haben sie überhaupt nichts bewirkt, sondern ihr Schicksal spiegelt nur die Bedingungen wider, die zu jener Zeit herrschten.

Unser Flirt mit dem Marxismus von kurz vor bis kurz nach dem Zweiten Weltkrieg ging zwar mitunter ziemlich weit, hatte aber in Wirklichkeit herzlich wenig zu tun mit der Arbeiterklasse, für die wir Partei ergriffen. Um es offen zu sagen: wir hatten Angst vor ihr, denn sie hatten bei ihrem Kampf für soziale Gerechtigkeit nichts zu verlieren, wir dagegen eine Menge, falls sie wirklich so etwas wie soziale Gerechtigkeit durchsetzen sollten. Dennoch hielten wir weiter unsere »linken« Positionen, obwohl die existierenden Vorbilder für eine gerechtere Gesellschaft fragwürdig waren. Leo Trotzki war die Verkörperung der Widersprüche im Sowjetmarxismus, aber das Problem lösten wir für uns, indem wir entweder für die eine oder andere Seite Partei ergriffen. Die Berliner Blockade verunsicherte viele von uns, genau wie der Korea-Krieg, der 17. Juni in Ost-Berlin und der Ungarn-Aufstand. Aber es waren schließlich die offiziellen Enthüllungen über Stalin, die vollends unserem sowjetfreundlichen, marxistischen Idealismus ein Ende machten.

Mit dem wachsenden militärisch-industriellen Komplex ließ sich leichter leben, als man denkt. Ganz abgesehen von unserer sowieso wachsenden Desillusionierung über mögliche marxistische Alternativen bot der militärisch-industrielle Komplex gute Möglichkeiten für den schnellen beruflichen und gesellschaftlichen Aufstieg. Er hegte einen unstillbaren Appetit auf Intellektuelle und verfügte über ungeheure Geldmittel für Forschung und Entwicklung. Es war eine Periode des Wachstums, und über Wachstum mußt Du eins wissen: es hat seine eigene Dynamik. Wenn die Dinge im Wachstum begriffen sind, glaubt man, daß alles möglich sei. Wir glaubten uns in Kontrolle. Wir waren ganz oben. Wir konnten gar nichts falsch machen. Endlich hatten wir den uns zustehenden Platz auf dem Thron der Welt eingegangen!

Ähnliches galt für unsere Kollegen und Generationsgenossen an den Universitäten und ähnlichen Einrichtungen. Ihre Studenten waren bald den ersten Anzeichen des Stresses einer Wachstumsgesellschaft ausgesetzt, in der die Bedingungen, die im Augenblick Wachstum möglich machen, für die Nachwachsenden gerade die Probleme schaffen. Die Studenten wurden in ihrer Einstellung zur Gesellschaft kritisch, und wir bestärkten sie noch

darin. Auch wir profitierten vom Wachstum: Geld war vorhanden, Ideen waren vorhanden und vor allem: Massen von Studenten waren vorhanden. Während dieser Zeiten war es, daß »Bürgerrechte«, »Armut« und die anderen Mobilisierungsparolen, die ich oben erwähnt habe, aufkamen.

Habermas hat unseren Neokonservatismus mit einem »Netz« verglichen, und Unger (in DEBATTE 10/85) hat ihn vorgestellt als einen Berg, auf den wir uns zurückziehen und gelegentlich predigen. Ich glaube, eine bessere Metapher wäre eine aus unseren Pioniertagen: wenn die Pioniere auf ihren Trecks nach Westen die Gefahr eines bevorstehenden Indianerangriffs wußten, bildeten sie mit ihren Planwagen einen Kreis. Unser Neokonservatismus ist etwas Dementsprechendes: Er ist eine Wagenburg, entsprechend dem Charakter unserer modernen Zeiten zusätzlich ausgestattet mit einem transistorverstärkten Megaphon, mit dem wir in periodischen Abständen unsere warnenden Mitteilungen hinausposaunen. Bei dem Versuch, unseren Platz an der Sonne dadurch sicherzustellen, daß wir die Massen, die wir fürchten, besänftigen, haben wir statt dessen ein Monster erzeugt. Zu Hause sind uns die Massen außer Kontrolle geraten, und im internationalen Bereich sind unsere Freunde weniger freundlich und unsere Feinde mindestens ebenso stark wie wir geworden. Unsere Ozeane können uns nicht länger beschützen, unsere Ressourcen sind knapper geworden, so daß wir heute von Leuten abhängig sind, auf die wir ehemals gespuckt haben; unsere Politik, eine Welt zu schaffen, in der die Völker auf eigenen Füßen stehen und sich selbst versorgen, ist heute in einem Maße verwirklicht, daß wir als Versorger und Anbieter nicht mehr gefragt sind.

Kurz: wir haben Angst. Unsere alten Gesellschaftstheorien funktionieren nicht oder produzieren das Chaos, und wir trauen uns nicht, neue auszuprobieren. Da wir nicht genau wissen, warum sie versagten, können wir nur annehmen, daß die Leute, denen wir helfen wollten, selbst irgendwelche prinzipiellen Mängel haben. Wir idealisieren die Vergangenheit und kommen zu dem Schluß, daß die guten alten Methoden zwar nicht die besten gewesen sein mögen, daß sie aber wenigstens auf ihre Weise funktionierten. Daher scheint die Parole »Back to basics« unter den gegebenen Umständen nicht die schlechteste zu sein. Ehrlich gesagt ist uns selbst nicht ganz wohl bei dieser Gute-alte-Zeit-Metaphorik. Wir wissen sehr wohl, daß so, »wie es früher gemacht wurde«, auch genügend Probleme in die Welt gesetzt wurden. Aber wie die Dinge nun stehen, ziehen wir bekannte Gefahren den unsicheren Hoffnungen vor. Unser einziges Ziel im Augenblick ist es, die Dinge auf die Reihe zu bekommen...

*Denn, wiewohl sie unleugbar so schädliche Leute waren, als Plato sagt, so waren sie doch gewiß nicht halb so dumm, als er sie macht; und wie hätten sie auch so schädlich seyn können, wenn sie so dumm gewesen wären?*

Christoph Martin Wieland

Gerd Fuchs

## Ein Schiffbruch

In Paris hatte man ein Gespenst zu sehen geglaubt, als Jeanbon wieder auftauchte. Man erinnerte sich an die Erleichterung, die man empfunden hatte bei der Nachricht, daß er nach dem Thermidor zum Generalkonsul in Algier ernannt und dann nach Smyrna geschickt worden war. Und als die Nachricht kam, er sei in türkischer Gefangenschaft, war man sicher, seinen Namen nicht mehr aussprechen zu müssen. Doch der Mann schien nicht abzuschütteln zu sein.

Bonapartes Entscheidung, ihn als Generalkommissar der vier Rheindepartements nach Mainz zu schicken, verblüffte zunächst, leuchtete dann aber ein. Dieser Mann war unschädlich zu machen nur dadurch, daß man ihn beschäftigte. Schließlich bewunderte man sogar die Entscheidung des Ersten Konsuls. Der Titel Generalkommissar der vier Rheindepartements klang bedeutend genug, damit Jeanbon ihn akzeptieren mußte, gleichzeitig stand aber bereits fest, daß das eroberte Gebiet links des Rheins französisches Staatsgebiet werden und das Generalkommissariat abgeschafft würde. In wenigen Monaten wäre Jeanbon nichts weiter als ein kleiner Präfekt. Im übrigen kostete man die Ironie aus, daß der Kollege Robespierres im Klub, im Konvent und im Wohlfahrtsausschuß sich von einem Mann anstellen ließ, der im Begriff war, seine Wahl auf Lebenszeit vorzubereiten. Der Jakobiner mußte sich der Militärdiktatur zur Verfügung stellen.

Es war für Jeanbon klar, daß Mainz das Ende war, das Gnadenbrot. Doch Bonaparte kannte Jeanbon gut genug, um zu wissen, daß er die Demütigung in Arbeit umsetzen würde. Tatsächlich hatte sich Jeanbon noch am Tag seiner Anstellung die Schinderhannes-Akte von Fouché ins Hotel schicken lassen. Und schon nach den ersten Seiten ihrer Lektüre haßte er diesen Schinderhannes.

Für den Abend darauf hatte ihn Fouché gebeten, ihn zu einer Soirée zu begleiten.

Paris will wissen, wer unser neuer Mann am Rhein ist, hatte Fouché gesagt. Und zieh dir etwas Ordentliches an.

Der kleine Joseph, wie sie ihn im Wohlfahrtsausschuß genannt hatten, war jetzt Polizeiminister.

Jeanbon kam in seinem gewohnten Schwarz. Er war sieben Jahre weggewesen, und als er den Saal betrat, als er diese Lüster, das Gold der Stukkaturen, die Arabesken des Parketts sah, duckte er sich und schob gleichzeitig den Kopf vor, eine Reaktion, die er immer bei Gefahr zeigte.

Und dafür haben wir gekämpft? sagte er in den Saal blickend.

Ja, sagte Fouché, wir wußten es nur nicht.

Hätten wir dann gekämpft? sagte Jeanbon.

Die Mienen wurden eisig, wenn Fouché ihn vorstellt. Die Herrschaften hatten ein langes Gedächtnis. Die Gesichter hellten sich erst auf, wenn Fouché sagte, wir schicken ihn an den Rhein. Er wird unseren künftigen deutschen Mitbürgern die Segnungen der Freiheit nahebringen. Der Rhein war weit weg. Man geruhte zu lächeln.

Jeanbon hatte sich so früh es ging verabschiedet und war in sein Hotel zurückgegangen, die *Vereinigten Staaten* in der Rue Gaillon, wo er schon als Konventsabgeordneter gewohnt hatte, zusammen mit Saint-Just. Auf dem Tisch Akten, Verordnungen, Rundschreiben, Verwaltungsvorgänge. Er war einmal berühmt gewesen für die reißende Geschwindigkeit, mit der er Akten aufarbeiten konnte, auch bei völliger Erschöpfung. Jetzt aber befiehl ihm Mutlosigkeit angesichts dieses Bergs von Papier. Er hatte drei Jahre türkische Gefangenschaft hinter sich, zuletzt in den Verliesen der Festung Kerasond am Schwarzen Meer, er war sechsundfünfzig. Fouché hatte ihm Urlaub angeboten, er hatte seine Frau neun Jahre nicht gesehen. Er hatte abgelehnt. In Montauban konnte er sich genausowenig zeigen wie in Paris. Er wollte so schnell wie möglich nach Mainz.

Er warf plötzlich den Tisch um. Er hatte immer sehr hart arbeiten müssen, bis bei seinem Anblick ein Lächeln auf einem Gesicht erschien.

Ich mache einen Spaziergang, sagte er zu dem Domestiken auf dem Flur.

Die Dezembernacht war mild. Er ging ohne Ziel. Er war in Ministerien gewesen, bei Behörden, er hatte von der Stadt noch nichts gesehen. Am Palais Royal sprach ihn ein Betrunkener an. Einen Sous. Nur einen Sous, Citoyen. Einen Sous für einen deutschen Demokraten. Eine Prostituierte hielt ihn fest, ein junges Ding. Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander her, dann gab er ihr Geld und schickte sie weg.

Als er aufblickte, stand er vor dem Haus von Therese. Das Haus war dunkel, und es war wenig wahrscheinlich, daß sie noch darin lebte. Er wandte sich ab und ging in sein Hotel zurück. In dieser Nacht war wieder die Neegerin in seinem Zimmer.

Er hatte Therese kennengelernt, als sie im Klub Brissot ausschlossen. Das war am zehnten Oktober zweiundneunzig. Es ging um die Frage, welches Recht höher einzustufen war, das Recht auf Eigentum oder das Recht auf Leben. Es ging um die Frage, wie das Volk satt zu machen war. Es war klar, daß Brissots Ausschluß den Ausschluß der Gironde aus dem Klub bedeuten würde. Als das Abstimmungsergebnis bekanntgegeben wurde, ging er hinaus. An diesem Tag hatte er auch mit seiner eigenen Vergangenheit abgerechnet. Es war die zweite Flurbereinigung im Klub. Sie waren jetzt unter sich, im Konvent allerdings in der Minderzahl, doch sie hatten die Sektionen hinter sich, die Sansculotterie, das Volk von Paris.

Es war ein wolkenloser Oktobertag gewesen. Die Straßen brodelten. Überall diskutierende Gruppen, Enragés auf selbstgebauten Rednertribü-

nen, Zeitungsverkäufer, Flugblattverteiler. An einem Gemüsestand sah er plötzlich einen Korb Äpfel. Nie waren ihm Äpfel so verlockend erschienen wie in diesem Augenblick. Einen Apfel, sagte er.

Suchen Sie sich den schönsten aus, Bürger Jeanbon, sagte die Gemüsehändlerin.

Er blickte überrascht auf. Er war es nicht gewohnt, daß man seinen Namen auf der Straße kannte. Er war keiner von denen, die die großen Reden hielten. Die Frau lächelte ihm in die Augen. Das habt ihr gut gemacht im Klub, sagte sie. Er war plötzlich verwirrt, und so suchte sie für ihn aus und reichte ihm den schönsten herüber.

Sobald es hell wurde, stand er auf und ging zu dem Haus zurück, in dem sie damals gewohnt hatte. Er beobachtete den Eingang und die Menschen, die ein und aus gingen. Sie war nicht darunter. Er wagte es nicht, nach ihr zu fragen.

Die Negerin kam seit Jahren, doch in unregelmäßigen Abständen. Das erste Mal war sie auf seiner vorletzten Reise in seinem Zimmer gewesen. Er war Kapitän der Handelsmarine gewesen, und jahrelang hatte er für die Herren der großen Schiffahrtskontore in Bordeaux schwindelerregende Profite eingefahren. Nahezu wertloser Plunder verwandelte sich, hatten sie ihm über den Atlantik gebracht, in schieres Gold. Zweimal hatte er sein Schiff verloren, doch beide Male war er vor dem Seefahrtsgesetz in Bordeaux freigesprochen worden. Lange hatte er sich gefragt, ob er die Havarien als SEINE Art, ihn zu warnen, verstehen sollte. Er hatte sich geprüft, er hatte keine Antwort gefunden. Bei der zweiten Havarie hatte er die erste Hälfte seines Erbes verloren. Auf seiner vorletzten Reise faßte er den Entschluß, das nächste Mal die zweite Hälfte einzusetzen.

Sie waren bereits hundertzwanzig Seemeilen nördlich der Seychellen, als er eines Nachts die Tür der kleinen Kammer neben seiner Kajütte öffnete, um nach einem Buch zu suchen. Mit der Kerze hineinleuchtend, entdeckte er in der Ecke eine schwarze Frau. Ihre Haut unterschied sich kaum von der Dunkelheit. Nur das Weiß ihrer Augäpfel leuchtete grell. Ihre riesigen aufgeworfenen Lippen waren blau, doch an den Innenseiten rot wie rohes Fleisch. Er schlug die Tür wieder zu. Ihre Brüste waren fast nackt gewesen.

Eine entlaufene Sklavin. Doch schon nach wenigen Minuten war er sicher, Opfer einer Sinnestäuschung geworden zu sein. Er wagte aber nicht, die Tür wieder zu öffnen. Am Morgen waren die Reste seines Abendessens verschwunden, die Platten leer. Es dauerte zwei Tage, bis er es wagte, die Kammertür zu öffnen. Die Frau kauerte immer noch in der Ecke. Sie sah ihn an. Er schlug die Tür zu.

In der Nacht erwachte er. Die Frau ging im Zimmer umher. Er war von dem Geräusch erwacht, das die rosigen Innenseiten ihrer Füße auf den geböhnerten Dielen der Kajütte machten. Ihre riesigen Brüste schwangen beim Gehen hin und her. Unter dem dünnen Tuch, das sie um die Hüften trug, schoben sich die Massen ihres Hinterteils träge auf und ab. Sie taten beide, als schliefe er. Sie hatte keine Eile und offenbar auch keine Furcht. Kurz danach schlief er ein.

Das wiederholte sich damals jede Nacht. Von seinem Essen ließ er das meiste für sie stehen. Als sie in Bordeaux einliefen, traf er Vorkehrungen, daß sie, ohne gesehen zu werden, das Schiff verlassen konnte. Doch als er

zwei Wochen später, bereits wieder auf offener See, die Kammertür öffnete, kauerte sie immer noch in der Ecke.

Die Rückreise begann ohne besondere Vorkommnisse. Gegen fünf Uhr dreißig warfen sie in Port-au-Prince die Leinen los, ein leichter Süd-Südwest wehte, sehr bald schon hatten sie die Fregatte unter Segel, sie machten Fahrt, Jeanbon ging in seine Kajütte. Er hatte Ladung auf eigene Rechnung.

Erreichte er Bordeaux, wäre er reich. Ein alter, viel zu oft geträumter, längst zerschlissener Traum. Längst bekannt und längst ebenso zerschlissen die unzüchtigen Bilder, die bei dem Gedanken daran in ihm mechanisch aufstiegen. Kaum noch nötig, sie sich zu verbieten, so verblaßt waren sie.

Er haßte die See. Sie hatte ihn ertragen, wie ihn Gott all die Jahre ertragen hatte; mit Gleichgültigkeit. Sie war eine endlose Öde unermesslichen Wassers, Materie, auf die Materie einpeitschte, ein endloses Sichzusammenbrauen und Austoben von Stürmen, Sichaufbauen und Entladen von Gewittern in der gleichgültigen Monotonie der Gezeiten und Strömungen. Die Sterne betrachtete er schon lange mit Gleichgültigkeit. Rätsel, die sich nicht lösen lassen, hören auf, Rätsel zu sein.

Die Seefahrtsschule in Bordeaux war eine Ausflucht gewesen. Seine Lehrer auf dem Jesuitenkolleg in Montauben hatten immer aufdringlicher um ihn geworben. Die Jeanbons waren Calvinisten, die sich zwar katholisch taufen und ihre Kinder katholisch erziehen lassen mußten, die aber während der Messe die Bibeln in ihren Manteltaschen berührten und danach sich zu ihrem eigenen Gottesdienst im Wald trafen, heimlich, unter Lebensgefahr, ständig von Progromen bedroht.

Drei Tage lang hatten sie einen Sturm abgeritten. Jetzt klarte es auf. Die Mannschaft war guter Dinge, nur der Portugiese, sein erster Offizier, schien unzufrieden. Der Wind hat nachgelassen, sagte er. Er wird wieder zunehmen, sagte Jeanbon. Der Wind nimmt stetig ab, sagte der Portugiese. Es wird kein einziges Segel eingeholt, sagte Jeanbon scharf. Der Portugiese übertrieb wieder einmal. Jeanbon ging in seine Kabine. Aber er hatte natürlich auch gesehen, daß der Himmel inzwischen wolkenlos war und der Seegang in ein kraftloses Schwappen überzugehen begann.

Sie fuhren schon viel zu lange zusammen. Sie sprachen nahezu überhaupt nicht miteinander. Manchmal, wenn sie in einer Hafenstadt durch Straßen gingen oder in Wirtshäusern saßen und die Frauen zu nahe kamen, legte ihm der Portugiese lächelnd die Hand auf den Arm. Eine kleine Geste, aber sie gab ihm die Fassung wieder zurück. Der Portugiese war zehn Jahre älter als er.

Er merkte plötzlich, daß es still war. Einzelne Stimmen drangen vom Deck herauf, aber das machte die Stille nur noch tiefer. Das Schiff lag bewegungslos. Es gab keinen Seegang mehr.

Er hatte nie aufgehört, sich in das Haus seiner Geburt zurückzuwünschen. Doch zu der Bedingung, er wäre fünfzehn und seine Tante Odile noch nicht angekommen. Das Haus war riesig. Unten, vom Ufer des Tarn ansteigend, die Tuchwalkereien, darüber Büros, darüber Wohntrakte, die, obwohl das Haus mitten im Arbeiterviertel Villenouvelle von Montauban lag, nach oben zu immer stiller wurden. Auf dem Dach hatte er sich eine Sternwarte eingerichtet. Unter sich das dunkle schweigende Haus, um-

schließend die Schläfer in der Starre ihres längst entschiedenen Schicksals, wartete er auf den Aufzug der ewigen, ewig unenträtselten kalt glitzernden Bilder.

Das Schiff lag bewegungslos. Auf den Decks war es totenstill geworden. Jeanbon stand vor der Tür seiner Kabine. Wenn er die Tür öffnete, würde er wissen, wie Gott gesprochen hatte. Er riß die Tür auf. Die See lag glatt, träge atmendes flüssiges gleißendes Blei. Das Blau des wolkenlosen Himmels aber hatte eine so tiefe unirdische Durchsichtigkeit angenommen, wie er es noch nie gesehen hatte. Er drehte sich um und ging in seine Kajüte zurück. Natürlich hatte er die weiße Dunstwand im Norden gesehen. Als kurz darauf der Portugiese kloppte und eintrat, fand er Jeanbon in der Ecke der Kajüte stehen mit dem Gesicht zur Wand. Auch im Süden und Osten stand jetzt weißer Dunst.

Wir reffen jetzt, sagte der Portugiese.

Jeanbon schwieg. Der Portugiese ging hinaus.

So hatte er oft stehen müssen. In der Ecke mit dem Gesicht zur Wand.

Odile war ein Name, der nicht oft fiel im Haus seiner Eltern. Doch eines Tages hatte er einen Körper, war eine schmale, schwarze Gestalt, die aus einer Kutsche stieg an einem Augusttag, war ein riesiges schwarzes Augenpaar in einem schmalen, blassen Gesicht, war eine erschrockene Hand unter schwarzen Spitzen, war eine verschlossene Tür an einem Mittag im August. Tante Odile war die jüngste Schwester seiner Mutter. Sie hatte kein Haus, sie hatte keine Wohnung, wohnte bei der Verwandtschaft, wurde weitergereicht, jetzt waren die Jeanbons dran.

Als er eines Mittags nach dem Essen auf sein Zimmer gehen wollte, sah er, daß ihre Tür offenstand. Es war kaum wahrnehmbar, aber die Tür war zweifellos nicht geschlossen. Am nächsten Tag stand sie wieder offen, nicht weit, doch jetzt so viel, daß sie einen kleinen Sektor ihres Zimmers freigab. Es war still. Draußen brütete die Mittagshitze. Als sie sich drinnen räusperte, ging er hastig weiter.

Eines Tages setzte er sich bei Tisch neben sie. Sie saß am unteren Tischenende, möglichst weit weg von seinem Vater. Wenn sein Vater abgelenkt war, begann sie sich mit ihm zu unterhalten. Sie fragte ihn nach seinen Studien, und an der Weise, wie sie fragte, merkte er, daß sie mehr wußte, als eine Frau wissen durfte. Sie hatte eine überraschend tiefie, volle Stimme, obwohl sie leise sprach, kaum über der Schwelle zum Flüstern.

Aus der Bibliothek seines Vaters hatte er sich Atlanten geholt. Er saß jetzt lange über Seekarten, die bunt waren von Ungeheuern und Schlängen, Walen und Fregatten, die mit prallen kleinen Segeln enormen Küsten zustrebten, eine kleine Bugwelle vor sich herschiebend.

Sein Vater schien sie zu beobachten. Manchmal unterbrach er sich im Gespräch und begann, ihn zum examinieren. Tante Odile sah dann wie ertappt auf ihren Teller, und wenn er ins Stocken kam, sagte sie ihm vor. Sie flüsterte, kaum daß sich ihre Lippen bewegten, und er wiederholte stockend, was sie ihm vorsagte. Stockend nicht aus Unsicherheit, sondern weil er halb ohnmächtig war und ihm die Knie zitterten.

Sie ließ übrigens nicht nur die Tür zu ihrem eigenen Zimmer offen, es schien ihr überhaupt schwerzufallen, Türen zu schließen. Seine Mutter ermahnte sie deswegen. Zuerst sanft, mit der Zeit immer schärfer. Seine El-

tern eines Abends belauschend, erfuhr er nicht nur, daß Odile keinen Mann bekam, weil sie arm war, sondern auch weil sie eine Affäre mit einem Offizier gehabt hatte, der sie schwanger hatte sitzen lassen. Das Kind hatte man ihr genommen.

Er wagte kaum, sie anzusehen. Über den Teller gebeugt, kamen in seinen Gesichtskreis fast nur ihre Hände, allenfalls, daß er, vorgebend im Fenster links über ihr etwas entdeckt zu haben, den Kopf zu heben wagte und die sanfte Kurve ihrer Wange wahrnahm oder den Haarsatz an ihrem Hals. Seit er von ihrer Schande wußte, wagte er es manchmal, sie von der Seite anzusehen. Er begann auch, kleine Scherze zu machen, die seinen Vater zum Gegenstand hatten. Sie antwortete mit halblauten, ebenfalls scherhaften Bemerkungen. Doch hüttete sie sich, auf seinen Vater anzuspielen. Er war verblüfft über ihren scharfzügigen Sarkasmus. Sie sprach fließend Latein, und manchmal verschluckte er sich vor inwendigem Lachen. Natürlich durfte nur gelacht werden, wenn auch sein Vater lachte. Sie schien es aber darauf anzulegen, ihn bei ganz unpassenden Stellen zum Lachen zu bringen. Ein riskantes Spiel. Sie hätte alles verderben können.

Begegnete er ihr aber auf der Treppe oder auf einem Gang, schlug er die Augen nieder, konnte er vor Verlegenheit nicht sprechen. Noch nie hatte er in dem Zimmerausschnitt, den ihre offene Tür freigab, etwas vor ihr gesehen. Eines Tages verfiel er darauf, auf Zehenspitzen zu gehen. Vor ihrer halb offenen Tür blieb er stehen. Komm doch herein, sagte sie drinnen. Er stürzte in Panik davon.

Er arbeitete kaum noch. Er verbrachte Stunden damit, seiner Katze zuzusehen, den Blick immer wieder in der völligen Schwärze ihre Fells verschwimmen zu lassen. Er erwartete die Mahlzeiten mit Ungeduld, obwohl er schon lange keinen Hunger mehr spürte und nur aß, um keinen Verdacht zu erregen. Saß er neben ihr, spürte er die vage Wärme und den Geruch, der von ihr ausging, wurde er ruhig wie seine Katze, wenn sie auf seinen Schoß gesprungen war, auf der Stelle trat, sich ein paar Mal um sich selbst drehte und sich dann endlich niederlegte. Und wenn ihr Fuß dann an seinen Fuß kam und ihr Knie sich unter dem Tisch an sein Knie legte, dann verengten sich seine Augen ein wenig, und was da oben am Tisch gesprochen wurde, klang weit weg, ein Singsang wie früher die Geschichten der Amme vor dem Einschlafen.

Und eines Abends kam sie zu ihm. Schwarz und schlank stand sie im diffusen Licht der Sterne. Sie kam langsam auf ihn zu. Auf ihrem Haar lag ein schwarzer Schleier, auf ihrer Brust leuchteten weiß ihre Hände. Sie war bereits dicht vor ihm, als in seinem Traum eine Wolke den Mond freigab. Unter dem Schleier blickte ihn die Negerin an. Er war schreiend erwacht.

Draußen auf den Decks plötzlich Geschrei, Kommandos, Gepolter von Stiefeln. Jeanbon trat hinaus. Die Mannschaft arbeitete fieberhaft in den Segeln. Die ersten Orkanböen trafen bereits das Schiff.

Er war nicht nur wegen der Jesuiten zur See gegangen. Eines Abends mittendrin im Gespräch war sein Vater aufgestanden, war an das andere Tischende gegangen und hatte mit einem Schrei das Tischtuch weggerissen. Er starrrt, unfähig zu einer Reaktion boten sie ihre Schande dar; ihre ineinanderliegenden Hände. Noch am selben Abend bat er seinen Vater, ihn auf die Seefahrtsschule zu schicken. Noch am nächsten Morgen war Odile abgereist.

Die Sicht nahm rapide ab. Die ersten Segel knallten weg. Die Fregatte trieb manövriertunfähig vor dem Orkan. Der Portugiese trat zu ihm und umarmte ihn. Schmächtig lag er an der Brust des Riesen. Es wird schnell gehen, sagte der Portugiese. Spucken wir auf den Rest. Er grinste im Weggehen.

Jeanbon trat wieder in seine Kajüte. Gott hatte gesprochen. So hatte er oft gestanden. Die Uhr tickte, und manchmal schlug seine Mutter eine Seite der Bibel um. Irgendwann durfte er sich setzen. Über den Rand seines Buches wagte er einen Blick zu ihr hin. Doch sie blickte nicht auf. Die Uhr tickte, seine Augen füllten sich mit Tränen, sie rannen über seine Wangen, tropften auf die Seiten des Buches, versiegten, trockneten. Die Uhr tickte.

Die Sturzseen trafen das Schiff wie Fausthiebe. Der Boden der Kajüte begann, seitwärts wegzukippen. Und da öffnete sich die Kammertür, und gebückt, doch dann sich aufrichtend, trat die Sklavin heraus.

Ein Brecher zerschlug das linke Kajütenfenster, eine Faust packte ihn von hinten und riß ihn ins Freie. Er sah noch den herunterbrechenden Fockmast, der Rest war ein Wirbel aus Planken, Wasser, Ladung und Gischt.

Es saugte ihn hinunter, immer tiefer, in eine sich dunkel färbende grüne Stille, und da streckte er sich aus, wie er sich noch nie ausgestreckt hatte.

Es trieb ihn unter dem Fockmast wieder an die Oberfläche. In der Takelage verheddert ritt er den Sturm ab, und als die See sich beruhigte, sah er, daß er nicht allein war. In dem Gewirr von Tauen und Segelzeug hingen viele. Doch nur acht bewegten sich noch. Ziemlich weit draußen hing der Portugiese zwischen den Tauen. Er war tot.

Die Fregatte hatte keine Zeit gehabt zu sinken. Der Orkan hatte sie zerstochen wie eine morsche Kiste. Trümmer trieben im weiten Umkreis auf der Wasseroberfläche. Überlebt hatten außer Jeanbon der Steuermann, der Koch, der Schiffszimmermann und vier Matrosen. Die Sonne brannte. Sie hatten bereits unerträglichen Durst. Einige hatten noch ihre Messer an den Gürteln. Sie schnitten Stücke aus den Segeln und hüllten sich darin ein. Grotesken weißen Vögeln gleich trieben sie auf den Trümmern hockend dahin.

Gegen Abend, als die Hitze nachließ, begannen sie, Planken und Balken zu sich heranzuziehen und in das Tauwerk des Masts einzubinden. Jeanbon hatte sofort wieder das Kommando übernommen. Auf zusammengebundenen Balken, mit Tauen gesichert, schickte er seine Leute nach Treibgut hinaus. Ein Faß mit Pökelfleisch, Koffer, eine Kiste mit Dörrobst, Möbel, Masteile, alles, was in ihrer Reichweite war. Es war Mondschein, sie arbeiteten die ganze Nacht, und als die Sonne aufging, war der Fockmast das Zentrum eines schwimmenden Müllhaufens. Außen aber in den Tauen, das Gesicht zu ihnen hergewendet, hing immer noch der Portugiese.

Jeanbon war nicht erstaunt gewesen, ihn tot in den Tauen hängen zu sehen. Warum sollte ihm der einzige Mensch, dem er nicht mißfallen hatte, nicht genommen werden? Doch war es schwer mitanzusehen, wie über dieses Gesicht das Wasser wusch wie über einen Stein. Wie Kopf und Schultern sich bewegten, wenn Haie an dem Körper fraßen.

Er gab Befehl, die Ertrunkenen aus den Tauen zu lösen und ins Meer zurückzustoßen. Das gelang bei allen, außer bei dem Portugiesen. So ließ sich Jeanbon aus Planken und Balken eine Art Brücke zu ihm bauen, auf der er

auf dem Bauch zu ihm kroch. Unter dem Floß war das Wasser dunkel von Haien. Er hatte eine Stange bei sich. Er arbeitete sich Zentimeter um Zentimeter voran. Als er die Stange vorschob, auf den Kopf ziarend, empfand er eine Verzweiflung wie noch nie in seinem Leben. Er schloß die Augen und stieß zu, und als er Widerstand spürte, stieß er einen Schrei aus. Die Matrosen rissen ihn an dem Tau, das sie ihm um die Brust gebunden hatten, auf das Floß zurück.

Den Fockmast als Ausgangsbasis benutzend, hatten sie Balken und Planken so vertaut, daß sie die Basis bildeten, auf der sich über dem Seegang eine zweite Ebene aus Planken erhob, auf der sie lebten. Da stand ein Tisch, der vorbeitreiben wollte, ein Kanapee, das bereits halb versunken dahinschaukelte. Da waren Stühle, Fässer, Kisten, sogar eine Kommode. Auf den Köpfen hatten sie gegen die Sonne Damen Hüte, Nachthauben, Sombreros — was die Koffer hergaben. Sie trugen Negligees und Abendkleider, Unterröcke und Korsetts. Sogar einen Mast und ein Segel hatten sie gesetzt, um gegen den Seegang manövriren zu können. Jeanbons Platz war auf dem Kanapee. Er trug einen Damen Hut, der zwei Wochen vorher in Port-au-Prince Furore gemacht hatte. So trieben sie dahin, gegen einen Horizont steuernd, der leer war.

Paris lag hinter ihm. In den Regen begann sich Schnee zu mischen. Zusammen gerechnet müssen es Jahre gewesen sein, die er unterwegs auf Landstraßen verbracht hatte. Allein all die Reisen, die ihn der Wohlfahrtausschuß hatte machen lassen. Zur Nordarmee, in die Vendée, nach Brest, nach Toulon, Marseille. Er hatte die Flotte zu reorganisieren versucht, er hatte Admiräle abgesetzt und Offiziere ausgewechselt, er hatte Neubauten auf Kiel legen lassen und Docksbelegschaften organisiert. Und immer wieder zurück nach Paris zum Bericht vor dem Ausschuß, dem Konvent.

Noch einmal hatte er Thereses Haus besucht. Und wieder hatte er nicht gewagt, nach ihr zu fragen. Eines Tages hatte er sich ein Herz gefaßt und David angesprochen, den Maler, als er ihn allein aus den Tuilleries kommen sah. David war Mitglied des Konvents und des Sicherheitsausschusses. Jeanbon war verlegen. Er habe ein Anliegen, ein galantes sozusagen. Von einer gewissen Bürgerin wünsche er sich ein Porträt, nein, nichts derartig Großes, eine Zeichnung, eine Skizze, ein paar Striche.

David hatte gestutzt, dann gelacht. Und wo finde ich deine Dame?

Dort drüber, hatte Jeanbon gesagt, an der Ecke.

Er war damals fünfunddreißig. Er war tief errötet. David hatte nicht mehr gelacht, er hatte ihn nur aufmerksam angesehen.

Jeanbon hatte seine Bitte schon vergessen, als ihn David in sein Atelier bat. Auf der Staffelei stand das Porträt Thereses. Die Gemüsehändlerin, hieß das Bild.

In Jeanbon war plötzlich ein Tumult. So schön, stammelte er innen bei sich selbst. So schön. Aber da war auch ein Stich, eine Gegenströmung, etwas Bitteres, das ihn fast zu ersticken drohte.

Auf dem Bild trug Therese das Haar offen. Gewöhnlich trug sie es zu einem Zopf geflochten und aufgesteckt. Nur ganz selten löste sie es für ihn. Nur ganz selten. Auf dem Bild aber trug sie es ganz selbstverständlich offen. Wie eine Hexe. Natürlich hatte er David gegenüber nie ein Wort von ihrem Haar erwähnt.

David wollte ihm das Bild schenken. Es ist zu teuer für mich, hatte Jeanbon gesagt. Aber versteh doch, ich schenk es dir, sagte David.

Es ist zu teuer, stammelte Jeanbon, und plötzlich drehte er sich um und stürzte hinaus.

Eine helle, trockene Verzweiflung hatte ihn erfüllt, als er den Wagen nach Mainz bestieg. Er wußte, daß er nicht mehr zurückkehren würde. Alger, Smyrna, seine Gefangenschaft — das waren Wartestationen gewesen. Aber Mainz sollte das Ende sein. So hatten sie sich das in Paris gedacht. Aber was war vor zwei Jahren gewesen? Der Manege-Klub? Die neue Offensive der Jakobiner? Das Volk hungerte immer noch. Sollte dieser Bonaparte erst einmal abwirtschaften.

Als sein Wagen sich Mainz näherte, als die ersten Häuser auftauchten, Straßenzüge erkennbar wurden, meinte er, er müsse ersticken. So kann das doch nicht zu Ende gehen. Das ist der Tod.

Aus einem Romanprojekt

*Ich für meinen Teil aber komme vielleicht darum, weil ich fast täglich selber durch irgendeine Plattheit gedrückt werde, mehr in die unbarmherzige Ge- sinnung, daß man allerdings das Höchste und immer nur das Höchste dar- stellen soll, ohne Mitleid mit der Unbeweglichkeit und Langeweile der Un- gebildeten, deren Besserung nie beginnen wird, solange sie noch etwas aus- drücklich für ihre Gaumen Zubereitetes finden.*

Johann Gottlieb Fichte 1803 an Schiller

Thomas Neumann

## Im Schüfftan-Spiegel gebrochene Hermunduren

Christoph Heins Roman Horns Ende

»'Thomas, mein Sohn, sei mal so gut!', sprach Johann Buddenbrook und zog sein großes Schlüsselbund aus der Beinkleidetasche. 'Im zweiten Keller rechts, das zweite Fach, hinter dem roten Bordeaux, zwei Bouteillen, du?' Und Thomas, der Sohn, wird sich erheben und die Treppen hinabsteigen, in den Keller des Senatorenhauses, in die Tiefen des deutschen Bürgertums, alle Schlüssel in der Hand, — aber er wird mehr herausbringen als zwei Flaschen 'goldgelben, traubensüßen Malvasiers', der in die kleinen Dessertweingläser fließt, damit Pastor Wunderlich 'in angenehmen Wendungen' toasten kann. Nein, was da ins Licht gehoben wird, bietet nicht durchaus Anlaß zu heiteren Anmerkungen, Causerien einer Tafelrunde, Trinksprüchen.« Alfred Andersch beginnt mit diesen Sätzen seine Betrachtungen über Thomas Mann als Politiker; mit den Augen des Westens, nannte er sie.

Zu einem ähnlich schweren Abstieg, wenn auch nicht in den väterlichen Weinkeller, der die Zeiten nicht überdauerte, jedoch in die von Trümmern unter-, aber nicht abgebrochene Geschichte schickt Christoph Hein den Apothekersohn Thomas Puls aus Guldenberg. Auch seine Funde, widerwillig ins Licht gebracht, bieten wenig Anlaß zu heiteren Anmerkungen. Mit den Augen des Ostens, das wäre zuviel behauptet, aber die des Westens sind es nicht.

In einem kleinen Aufsatz hat vor Jahren Hein bemerkt: »Schreiben heißt für uns deutsch schreiben, also in einem geteilten Land, nach zwei von Deutschland ausgehenden Weltkriegen, mit einer untilgbaren Schuld, vor der auch meine und weitere Generationen gerade zu stehen haben oder krumm. Es heißt, in einem Land schreiben, dessen Grenze weiter reicht als eine Staatsgrenze anderswo, nämlich bis an den Nerv der Gesellschaft und seiner Kultur. Eine neue arme Kultur ist zu setzen, die fast erdrückt wird von der reichen alten«. Horns Ende, genauer, was in Erinnerung daran an widersprüchlichen Lebensplänen zutage gefördert wird, sind Setzungen dieser neuen Kultur.

Dem Standpunkt der Kritik, die sich im Spektrum einer Gesellschaft mitzuteilen hat, die noch immer in Erwartung ist, aus der Asche der reichen alten Kultur würde der Phönix aufgerupft aufsteigen, ist dieser Vorgang fast unerreichbar. Altklugheit oder Neugier, die einander ausschließenden und

sich doch fordernden Geisteshaltungen — Kindern nachgesagt, gelten sie als Untugenden — bestimmen die Bewußtseinslage, wenn die DDR in den Blick genommen wird, rechts wie links, bei lediglich wechselnden Vorzeichen. Handelt es sich um Literatur, so kann kein Schriftsteller der DDR sich dem hiesigen Vorurteil der Kritik entziehen, daß sie besser wisse, welchen Entwicklungsschritt dieser fernen Gesellschaft er mit seinem Werk kommentiert. Kein anderer Ausländer hat diese Gewohnheit der Betrachtung zu fürchten. Daß ein Autor in der DDR lebt, dieser Satz, dem richtiger eine völkerrechtliche Bedeutung beizumessen wäre, leitet nicht selten literaturkritische Urteile ein, so als sei damit der Schlüssel zum Verständnis alles Nachfolgenden in die Hand gelegt. Eine Fatalität, die den Kritiker blind und den Autor einfältig macht. Wenn von der DDR die Rede ist, wird der Stoff, das literarische Material, das sie ihren Autoren auch dann ist, wenn ausschließlich uralte Fabeln sie anregen, regelmäßig mit dem Thema verwechselt. Andererseits wäre es eine Verstellung, so zu tun, als ließe sich diese Gewohnheit mühelos abstreifen. Für Teilnehmer der Bundesrepublik, einer in Unfertigkeit festgehaltenen Gesellschaft, trennen sich die Geister bei jeder Ortsbestimmung.

In Christoph Heins Roman »Horns Ende« ist es Leipzig, das ohne Umschweife Vertraute, mit Hilfe dessen wir lokalisieren könnten. Aus Leipzig wurde Horn nach Guldenberg versetzt, ebenso der Bürgermeister Kruschkatz. Nach Leipzig schickte Spodecks Vater den Sohn zum Studium der Medizin. Nach Leipzig zurück sehnt sich Kruschkatz' Frau Irene. Sie erreicht ihr Ziel, um dort zu sterben. Doch was in Leipzig geschah, was es so anziehend oder abstoßend macht, wissen wir nicht, erfahren wir nicht. Durch Längen- und Breitengrad läßt sich der Ort zwar bestimmen; in Heins Roman aber bleibt er Fiktion, Literatur: »A! tara lara da! A! tara lara da! Die Kehlen sind gestimmt«. Gehen wir nach Guldenberg.

\*

»Ich erzählte, wie ich in diese Stadt kam, ich sprach über Schneeberger und Bachofen, über Martens und Brongel, ich erzählte von Horn und den Zigeunern. Und ich erzählte ihnen von Irene. Plötzlich bemerkte ich, daß die um mich entstandene Stille nicht der Aufmerksamkeit, sondern der Langeweile geschuldet war. Ich verstummte. Ich sah die jungen Leute der Reihe nach an. Mitleid und nachsichtige Gleichgültigkeit las ich auf ihren Gesichtern. 'Ich fürchte, ich habe euch sehr gelangweilt', sagte ich lächelnd, 'alte Männer reden gern, aber leider wenig Kluges'. Das Schweigen bestätigte meine Worte. Ein junger Dummkopf wollte sich vor mir hervortun und widersprach: 'Ganz im Gegenteil, Herr Bürgermeister, es war sehr interessant für uns. Ich erinnere mich auch noch. Hatte nicht dieser Mann, der sich im Wald aufhänge, eine Schwachsinnige als Tochter?'«

Der junge Mann erinnert sich falsch, er bringt alles durcheinander. Der sich im Wald aufhänge, Horn, hatte keine Schwachsinnige zur Tochter, ob er Kinder hatte, Familie, ist unbekannt. Wir wissen nichts über seine eigene Kindheit und Jugend, erfahren kaum, was er dachte. Er war Historiker, soviel scheint gewiß. Er muß in Leipzig auch eine höhere Position in der Politik eingenommen haben. Es gab dann offenbar Mißhelligkeiten mit den ihm vorgesetzten Stellen, so daß er schließlich nach Guldenberg in die Leitung des dortigen Museums versetzt wurde. Auch hier gelang es ihm nicht,

das Vertrauen der die Richtlinien bestimmenden Politiker zu gewinnen, er empfing erneut ihr Mißtrauen und entzog sich weiteren Drangsalen, indem er sich an einer Buche im stadtnahen Wald erhängte; oder hatte er noch andere Gründe? Dort fand ihn der vierzehnjährige Paul Fischlinger und zeigte zuerst seinem Freund Thomas, dem um zwei Jahre Jüngeren, voll Stolz seinen Fund. Das war im September 1957. Ein Vierteljahrhundert später verlangt der tote Horn von Thomas, sich zu erinnern, was damals geschah. »Denk nicht nach. Erinnere dich.«

Warum gerade Thomas, der Apothekersohn, der unwillig in Guldenberg seine Jugend vertrödelt hat, der lieber wie die »Schulkinder aus der Siedlung, die Kinder von Arbeitern und Angestellten« in einer »beneideten Namenlosigkeit« aufgewachsen wäre; der in jener Zeit, als es geschah, wenn er dachte und fühlte, sich zu Elske, seiner kindlichen Liebe, hingezogen sah; dem Horn »unangenehm« war? »Seine kühlen grauen Augen ängstigten mich. Er war wohl so alt wie mein Vater, dreißig Jahre, aber er wirkte viel älter, zerbrechlicher. Heute würde ich sagen,« — und heute ist Thomas nicht mehr viel jünger als sein Vater und Horn damals waren, etwa im Alter des Autors ist er — »daß er verzagt und mutlos war, daß er seinem Leben nie die Kränkungen verzieh, die es ihm bereitete. Aber damals spürte ich nur die abwehrende Einsamkeit eines vergrämten Mannes. ... seine kalten Augen und das zu keiner Freundlichkeit zu bewegende Gesicht signalisierten mir, wie fern er uns war.«

Warum hat Horn sich gerade Thomas ausgesucht, sich wie ein Alptraum auf ihm eingerichtet mit der immer drängenden Forderung, sich zu erinnern?

Horn und dieser in die Vergangenheit getriebene Junge haben einen Pakt miteinander geschlossen, unfreiwillig vielleicht und unbewußt, aber haltbar. Von zu Hause fortgelaufen, allein auf der Burg, die das städtische Museum beheimatet, begegnet dem Jungen der Museumsleiter in dem Augenblick, in dem er, vom Türmer herab auf die Stadt blickend, sie und seine noch unabgeschlossene Kindheit darin zu verabscheuen beginnt: »Ich wollte erwachsen sein, um allein über mich verfügen zu können. Etwas zu tun oder zu sagen, ohne Begründungen oder Entschuldigungen geben zu müssen, ohne sofort zur Rechenschaft gezogen zu werden. Ich war überzeugt, daß mein späteres, wirkliches Leben wunderbar werden, daß ich selber über mich erstaunt sein würde. Ich würde diese Stadt verlassen, verlassen und vergessen, und mit ihr alle mir angetanen Kränkungen und Demütigungen. Ich würde gehen, um endlich zu leben.«

In diesem Augenblick also betritt Herr Horn den Türmer und teilt dem Jungen, ohne Überraschung über dessen Anwesenheit zu zeigen, beiläufig mit, daß die hinter den Vitrinen des Museums lagernden Tonscherben und anderen Utensilien »die Wahrheit« seien, sehr alt, aber zu alt, »um noch zu lügen«. Der verwirzte Junge nickt den Phrasen zu und bemerkt: »Wenn ich mit der Schule fertig bin, will ich auch hier arbeiten.« — »Warum willst du dich in einem Museum verkriechen, Junge? Was hast du mit den Toten zu schaffen?« fragt Horn zurück. »Ich wußte nicht, was ich ihm antworten sollte. Ich hatte erwartet, daß meine Lüge ihn freundlich stimmen würde.«

Leben wollen, ohne sich erinnern zu müssen, mit der Lüge, der vermeintlichen Zustimmung zur vermeintlichen Wahrheit der anderen, sich Be-

quemlichkeiten zu verschaffen, so hatte Thomas es als Kind sich zurecht-, so hat seine Erziehung es ihm nahegelegt, so ließe der Tod von Horn sich verschmerzen. Doch Jahre später drängt der konturlose Horn sich in seine Erinnerung, um ihm die Tour zu vermasseln.

\*  
Den acht Kapiteln des Romans ist jeweils ein knapper, etwa eine Druckseite umfassender Dialog vorangestellt, in dem der Tote den inzwischen erwachsenen Thomas — »Sehen Sie mich an, ich habe graue Haare« — bedrängt, sich an die Zeit zu erinnern, die Horn unglücklich in sich verschlossen bis zu seinem Selbstmord in Guldenberg verbrachte. Die Erinnerung ruft fünf erzählende Personen auf den Plan, die von sich und jenen Jahren berichten, ausholend gelegentlich in ihre individuelle Vergangenheit weit vor jenem Ereignis, abschweifend und meist gänzlich mit sich selbst beschäftigt. Zwei von ihnen, der kommunistische Bürgermeister und der bürgerliche Arzt, dehnen die Erinnerung bis in die Gegenwart des Romans.

Die fünf sind Dr. Spodeck, dem sein Vater in den dreißiger Jahren eine Praxis in Guldenberg einrichtete, in der er ohne nachhaltige Erschütterungen sein Leben verbringt. Kruschkatz, der, in den Fünfzigern zuerst als Stadtrat, dann als Bürgermeister eingesetzt, nach neunzehn Dienstjahren zurück nach Leipzig in ein Altersheim entflieht; Gertrude Fischlinger, bei der Horn seine Guldenberger Jahre als Untermieter wohnte, sie betreibt einen kleinen Lebensmittelhandel — in den ersten Jahren stand über dem Türschild noch Colonialwaren; Thomas — und Marlene, Tochter von Herrn Gohl, schwachsinnig. Sie überlebte die faschistische Euthanasie. Ihre Mutter, sich für die versteckt gehaltene Tochter ausgebend, wurde an ihrer Stelle ermordet. Mit ihrem Vater verwechselte der 'junge Dummkopf', der sich beim Bürgermeister hervortun wollte, Horn, indem er sagte: »Hatte nicht dieser Mann, der sich im Wald aufhänge, eine Schwachsinnige als Tochter.« Aber Gohl hat sich nicht aufgehängt. Er hat die Urne seiner Frau beerdigt und nach Kriegsende auf dem bis dahin namenlosen weißen Stein eintragen lassen: »Gudrun Gohl, geborene Stephanski, und die mit einem Gedankenstrich verbundenen Jahreszahlen 1901 und 1943.« Gertrude Fischlinger, die einzige, die über Gohl Genaueres zu berichten weiß, erzählt noch, daß er keine Freunde oder Bekannte in der Stadt hatte. »Niemand besuchte ihn, und er redete mit keinem.« In Horns Heimatmuseum arbeitete er als Kunstmaler. Thomas gegenüber, der dort gelegentlich aushalf, hat er einmal gesagt: »Ich bin so entsetzlich müde, mein Junge. Ich fürchte, der Tod hat mich vergessen.« Marlenes Berichte sind spärlich. Sie als einzige ist Horn mit Bewußtsein nie begegnet.

Die Personen sprechen, einander angeglichen, die strenge, logische, klare und deutliche Sprache des Autors, der sie nicht im Idiom ihrer unterschiedlichen Lebensweisen, sondern nach den Feldern ihrer Wahrnehmung, ihrer Assoziationen und Kombinationen voneinander verschieden hält. Dr. Spodeck einzig fällt gelegentlich in die Literatursprache des neunzehnten Jahrhunderts zurück, in die Kulturwelt, die er sich spät und unter dem Zwang seines banausisch reich gewordenen Vaters aneignete. Mit Ironie versucht er seine Sentimentalität zu betrügen, seinen durch die Geschichte nicht eigentlich irritierten, aber von ihr auch nicht mehr begünstigten Lebensplan in Distanz zu sich zu bringen.

Das Buch ist ein Irrgarten. Der schnelle Perspektivenwechsel in der Folge immer neu ansetzender Erinnerungen der sich im Erzählen ablösenden, unterbrechenden, widersprechenden Personen ist dem Leben und Tod des Museumdirektors Horn gewidmet, die beide, Tod und Leben, für Guldenberg kein Ereignis waren, jedenfalls nicht aufregender als die der Stadt lästigen, allsommerlich wiederkehrenden Niederlassungen der Zigeuner auf der Bleicherweise; und jedenfalls nicht länger als einige Wochen.

Die Horn kannten, erinnern sich nicht mit besonderer Freundlichkeit, doch geben sie bisweilen an, ihn gemocht zu haben. Bereits nach einer Woche wußte Gertrude Fischlinger, daß sie mehr Herzlichkeit hätte erwarten können, hätte sie, statt Herrn Horn in Untermiete zu nehmen, »einen Sack Holz in das Zimmer gestellt«. In den Augen ihrer Freundin Jule war es ein »vom bösen Geist besessener Mensch«. Kruschkatz sagt: »Horn war für diesen Tod bestimmt wie ein Ochse für den Schlachthof«. Tapfer und uneinsichtig nennt er ihn, er verweigerte sich »dem Lauf der Zeit«. Mit nervös zitternden Händen zog er »die wehleidige Flagge des Humanismus auf«. Dr. Spodeck, der im Tod Horns ausreichenden Grund sieht, um Guldenberg »wie ein biblisches Gomorrah auszutilgen«, nennt ihn einen Feigling. »Er hat unwürdig gelebt, und ich würde, wenn ich nicht fürchten müßte, mißverstanden zu werden, sogar sagen, es war ein im buchstäblichen Sinne ehrloses Leben.«

Aber warum müßte Dr. Spodeck, wenn er sagen würde, was er dachte, mißverstanden werden? Warum erwartet auch Kruschkatz nicht, »das mich irgend jemand verstehen kann, wenn ich sage, diese Stadt war eine Siedlung von Verrückten«?

Man kann in diesem Buch, von Hein ständig aufs Neue irritiert, ständig der Gewißheiten beraubt, die der Autor Seiten vorher dem Leser anvertraute, umherrennen, immer atemloser von der Frage belästigt, an was in aller Welt soll denn der arme Apothekersohn Thomas sich erinnern, an »die Bilder der Bilder der Bilder«?

Im elterlichen Frisierspiegel, der wie ein Triptychon sich verstehen läßt, erkennt er sich als Fratze, »mein Ebenbild«. Mit der neuesten Technik gebrochener Spiegel, »einer Abwandlung der Schüfftan-Variante«, macht Dr. Spodeck Horn vertraut: »Da haben ein paar Filmtechniker ein Verfahren ausgeklügelt, das es ihnen ermöglicht, dem Film jeden Wert eines Dokuments zu nehmen. Das ursprüngliche Bild wird auf einen in der Mitte gebrochenen Spiegel geworfen und erneut aufgenommen. Und je nachdem, in welchem Winkel die Spiegel zueinander stehen, kann man nun Teile des Bildes verschwinden lassen oder neue, nicht dazugehörige Bilder einspiegeln. Man kann somit nach Gutdünken Filmdokumente verändern und Mißliebiges gegen Beliebiges austauschen. Dem Betrachter bietet sich stets ein unverletzt scheinendes, originales Bild. Ihre Wissenschaft, Herr Horn, die Geschichtsschreibung, hat wieder einen Kronzeugen verloren. Ihnen stehen neue Fälschungen ins Haus.«

Aber Horn ist es gerade, der über die Rekonstruktion der Geschichte Guldenbergs, über einen geschichtsphilosophischen Aufsatz zur Chronik der Burg, die sein Museum beheimatet, und »die Vertreibung der Hermunduren, Warnen und Düringer durch die Wenden« ein zweites Mal zu Fall kommt. Revisionismus und Sektierertum, heißt das Urteil. »Er will uns

Diskussionen zu einer überwundenen Epoche aufnötigen. Eine rückwärtsgewandte Fehlerdiskussion unter dem Mäntelchen unvoreingenommener Wissenschaft.« Wollte Horn das?

\*

Thomas, von Horn getrieben, steigt nicht, alle Schlüssel in der Hand, in die Tiefen des deutschen Bürgertums, aber in die noch tieferen Tiefen der deutschen Geschichte steigt er doch hinab. Zuerst, um zu klären, was das ist, Geschichte. Für den Apothekersohn ist es die Phantasie einer der Spießigkeit entrückten Kindheit, für Kruschkatz eine Fiktion, »um dem Verlust der Zeit einen Sinn zu geben«, für Dr. Spodeck die Chronik der Gemeinheiten von Guldenberg, die er wie die Geschichte von Kranken notiert, in der Gewißheit, daß beides nach ihm keine Leser findet, zu seinem persönlichen boshafsten Vergnügen. Für Marlene ist es die Verkehrung der Wirklichkeit, der ihr vorenthalte Tod, für Horn »ein Teig von Überliefertem, von willkürliche oder absichtsvoll Erhaltenem, aus dem sich nachfolgende Generationen ein Bild nach ihrem Bilde kneten«. Nur für Gertrude Fischlinger, der der Alltag einen kaum zu durchbrechenden Rhythmus abzwingt, der sie plagt, solange die ihr nächsten Menschen sie daran zusätzlich erpressen, deutet sich ein Zusammenhang von Geschichte und Selbstbewußtsein an: »In jenem Jahr, in dem Horn beerdigt wurde und ich meinen Mann ein letztes Mal wiedersehen mußte, in jenem Jahr, in dem mein Sohn auszog und mich verließ, um niemals wieder nach Guldenberg zu kommen, fühlte ich hinter aller Trauer und den dummen Tränen eines alten Weibes, wie mein Herz zu atmen begann. Die eisernen Ringe, die es ein Leben lang zusammengepreßt hatten, lösten sich langsam und unmerklich und eröffneten mir einen nie gekannten, unendlich freien Raum.«

Die reale Geschichte, die Hein in den Erinnerungen andeutet, Weimarer Republik, Faschismus, Nachkrieg und die strengen Gebräuche der DDR, den Sozialismus wie aus heiterem Himmel zu gestalten, läßt er für vielerlei Interpretationen offen. Wenn ein Vergleich von Gesellschaft zu Gesellschaft unternommen werden sollte, fände sich Vergleichbares allein in der Tatsache, daß die neuen Gesellschaften zu eilig die Vergangenheit glaubten ablösen zu können, mittels Verdrängung in der einen, mittels Entgegensetzung in der anderen. Mehr ist aber vergleichend nicht herauszuholen. Die Fehler sind einander nicht kritikfähig. Horn sagt, ohne Erinnerung kann man nicht leben. Hein maßt sich nicht an, seinen Lesern vorzuschreiben, was sie zu erinnern haben. Er erinnert höchst vorsichtig daran, daß eine neue arme Kultur zu setzen ist, die fast erdrückt wird von der reichen alten und sich nur setzen kann, wenn sie ihre Geschichte mit Bewußtsein verbindet. Er entzieht seinen Gegenstand den Vorurteilen in eine zu entdeckende Ferne.

Christoph Hein, Horns Ende, Roman; Luchterhand Verlag, Darmstadt und Neuwied 1985

*Die Ereignisse haben stattgefunden und sind irreversibel.*

Alfred Andersch

## Volker Braun's Rimbaud-Essay in SITT UND FORM, Sept./Okt. 85

»Wir können nur für uns etwas sagen. Ich benutze seine Begriffe, Überschriften für einen Untertext, den ich heute lese aus seinen Gedichten und Lästerungen. Ich hörte von ihm mit Neunzehn, in dem Alter, als er die Literatur verließ. Er blieb ein Gewährsmann meiner Erfahrungen. Scheiß auf Gott, o sanfte Süße.

Ich zitiere Enid Starkie, Henry Miller, Hans Mayer, Yves Bonnefoy, Maurice Choruy, Rosemarie Heise, mich und einen zukünftigen Autor.

*Die Hölle der Frauen.* Alle geben der Mutter schuld. Madame hatte ein 'saures Wesen', sie war eine 'abscheuliche Megäre', die ihre Kinder versklavte. 'Hart, brutal', das *Krokodil*. Aber sie war eine alleinstehende Frau aus einer Grande Rue, in ein Arbeiterquartier abgestiegen. Hauptmann Rimbaud hatte sie im Streit verlassen, ihre Brüder waren verkommen (der Landstreicher, der 'Afrikaner'). Sie hatte nur ihren Stolz, ihren Geiz, ihre Tugend. Nicht wahr, *mère Rimbaud*, es war die Hölle für die Frauen. Die Söhne sollten nicht werden wie diese Männer. Sie hielt sie fern von den Schmuddelkindern. (...)

Wie vertraut ist mir Anderem dies.

Zwar meine Mutter war eine milde Herrscherin. Und ich wuchs, ohne Vater, unter Brüdern auf. Unsere Erzieherin aber — die Gesellschaft, strenge sorgend. Eine andere Moral im Schild; wir sollten nicht verkommen wie die Fähnleinführer. Sie hat uns in ihre Obhut genommen, Gouvernanten, die uns ihre Liebe verbarg. Sie hat uns ferngehalten von der harten Welt. Die Schule — nicht das Leben. Der Glaube — nicht die Widersprüche. Das Kollektiv — nicht die Gemeinsamkeit. *Schon gut, sie hatte den blauen Blick, der lügt.* Wir sollten rein bleiben, Muttersöhnchen des Sozialismus. Sie hat uns wie Kinder gehalten, als wir längst Männer werden wollten. Das muß zu einem Aufbegehren führen, wie es sich das

Krokodil, tränenden Augs, nicht träumen läßt. Izambard, Arthurs Rhetoriklehrer, berichtete, daß 'jede neue Auseinandersetzung mit seiner Mutter ein Aufblühen skatologischer Bilder in seinen Gedichten bewirkte'. Scheißstaat: höre ich mich sagen. Es war eine obszöne Existenz. Miller schildert aus eigener Erfahrung einen Menschentyp, dem die Welt zu bejahren so sehr schwer falle, weil 'in der Kindheit die gesamte dunkle Seite des Lebens, und natürlich auch des eigenen Wesens, unterdrückt worden war'. Der Typ sitze nun auf der Türschwelle des Mutterschoßes, 'für immer draußen!', keiner Umarmung fähig. Was wir entbehrt, war Vertrauen.«

Bis das Krokodil erscheinen ließ, was Volker Braun da unter dem Titel »Ein Psalm der Aktualität« erstmals vor der Mainzer Akademie vorgetragen hatte, mußte der Text 2 Jahre abhängen. Max Walter Schulz, der neue SITT UND FORM-Herausgeber, scheint an der Durchsetzung nicht unbeteiligt und nimmt es auch noch auf seinen Namen, zwecks Ausgewogenheit einen mäßigenden Gegenartikel zu schreiben, der nach hymnischem Anfang über schlichte Argumente zu verhaltener Denunziation absinkt.

Zunächst der Kuß: »Ofte geschieht's nicht, daß sich einer von uns solche Art Text leistet: so dicht, so durchlässig — so dick, so dünn — so atmend, so düstend wie eigene Haut. Doch reden wir nicht gleich wie Städter von subjektiv ehrlicher Haut, wenn einer die eigene Haut mal wirklich, wetterföhlig empfindet.« — oder doch zu Markte träßt in die Stadt? Braun ist gewiß ein ehrenwerter Mann, ein Dichter eben, also doch bloß 'subjektiv'? Schulz:

»Beispiele: Rimbaud sagt von seiner stinkkonservativen Mutter: 'Sie hatte den blauen Blick, der lügt.' Eine glänzende Formulierung. Braun kann nicht widerstehen. Er überträgt die glänzen-

de Formulierung Rimbauds auf seine Erzieherin, eine frühe Phase der sozialistischen Gesellschaftsentwicklung in der DDR. Ich sehe aber von meiner Warte: Mag unsere Volks- und Nationalbildung in ihren frühen Phasen in Illusionen und irrealen Perspektiven mit blauem Blick geschwelgt haben. Mit blauem Blick gelogen haben wir nicht. Wir wußten es nicht besser. Ich war Neulehrer seit Herbst 1945. Oder: 'Wir stehen vor dem Horizont, wo die Alten hinsanken, verbraucht vom wunschlosen Unglück.' Dieser Satz ist aus zwei Zitaten zusammengebaut. Im ganzen wieder sprachlich faszinierend. Im ersten Teil des Satzes waltet eine Metapher Rimbauds: ('...es wird neue schreckliche Arbeiter geben. Sie werden an jenen Horizonten beginnen, wo er (der Seher — M. W. S.) hinsank'). Im zweiten Teil: 'verbraucht vom wunschlosen Unglück' taucht Peter Handkes Buchtitel 'Wunschloses Unglück' auf: der Bezug auf die Alten der bürgerlichen Gesellschaft. Aber zeige mir einer unsere Alten, verbraucht vom wunschlosen Unglück! Ich sehe unsere Alten eher verbraucht von erfüllten und unerfüllten Wünschen. — Mag der Leser weitersehen. Aber im Zweifelsfalle, sagte mein Großvater, immer für den Dichter!«

Von Schulz über Braun wieder zu Braun über Rimbaud:

»Wie sein Anfang aus der Großen Revolution, so speiste sich der unsere aus dem Großen Oktober. Diese Frühphase unseres Dichtens (in manchem grauen Kopfe auch): eine Papierwelt, angelernt. Brecht, Majakowski, Neruda, Whitman, Weimar. Kindlich versifiziertes Programm, von sozialer Erfahrung kaum betroffen. Wirklich eine 'Provokation für mich' — und anders als ichs dachte. Der Zeitungsgeist, aktionistisch tönnend. Auf Stelzen über die Tatbestände: ohne den Boden der Poesie zu berühren.

*Der Ekel der Provinz. Charleville, am 25. August 1870. Meine Vaterstadt ist die weitaus blödeste aller kleinen Provinzstädte. Erschreckend, diese pensionierten Krämer, die sich wieder*

*in die Uniform schmeißen! Wirklich toll, diese Herren Notare, Glasermeister, Steuerinnehmer, Holzwürmer und Dickwänste, die mit der Kanne vor dem Bauch an den Toren von Mézières Wache schieben; mein Vaterland steht auf! Ich bin in einem fremden Land, bin krank, rasend, blöd und auf den Kopf gestellt... Charleville, am 2. November 1870. Hier und dort einige Schießereien. Eine erbärmliche Kräfte an Idiotie, das ist der Geist der Bevölkerung. Man hört schöne Dinge von ihr, geht mir weg. Es zerstört einen förmlich. Etc.*

Das war nicht Flauberts 'ennui' oder Baudelaires 'spleen', jener unbestimmte Überdruß des Kleinbürgers, dem an dem Tische unwohl wird, an dem er morgen wieder fressen möchte. Rimbaud hatte nicht Lust, Platz zu nehmen (...) Der Kriegsrausch entblößte die Visagen. Das stand subaltern in den Stiefern. (...)

Nun malte er nicht mehr eine geglaubte Welt aus — er kritzelte wütend über den Rand; ein schöpferischer Akt. Poesie ist eine Gegensprache. Und ist sie weiter nichts: eine Grimasse.

Aber dieses gefährliche Vokabular in der Faust war er fähig, jenes großartige 'L'Orgie parisienne' zu schreiben — als Paris, nach der Niederschießung der Commune, in die Provinz zurückkippte.

Unser Ekel ist ein doppelter Ekel: wir haben an mehreren Welten zu würgen. (Aber wir saugen sie auch ein, lassen sie auf der Zunge zergehn, lecken sie, genießen sie.) Und unsere Satire ist ein zweischneidiges Ding. Enzensberger wußte es als erster — und nannte den westlichen 'Schaum' das kleinere Übel. Dies nun klingt mir wie Hohn, und ich stecke im sozialistischen Kies. Provinz, das ist der leere Augenblick. Geschichte auf dem Abstellgleis. Status quo. Was uns ersticken machen kann: aus der bewegten Zeit in eine stehende zu fallen.

Der Haß macht nicht blind, aber er sieht nicht durch. Nur der Liebende lernt seine Lektion. Davon soll die Rede sein, wenn ich Atem habe.

*Vagabonds. Ich gehöre nie zu diesem*

*Volk da; ich bin nie Christ gewesen; ich gehöre zu der Rasse derer, die in der Folter sang; ich verstehe die Gesetze nicht; ich habe keinen Sinn für die Moral, ich bin ein Vieh... Jedenfalls trug er die Haare lang und rauchte die Pfeife mit dem Kopftück nach unten. Ein Strolch. Er hatte die Schule verlassen, er war nach Paris, nach Brüssel geflohen (und der Mutter wieder zugeführt worden) — lang lebe die Freiheit! Er hatte sein sexuelles Anderssein brutal erfahren, und auch der animalende Biedersinn der charleviller *généieurs* machte ihm Feuer untern Hinterm. Er ließ sich schamlos aushalten. Ich spüre einige alte Dummköpfe vom Gymnasium auf, und denen biete ich dann, was ich an Blödheiten, Schmutz und Dreck in Wort und Tat zu erfinden vermag: man zahlt in Schnäpsen und Bieren. Das ist, im Brief an den Lehrer, harmlos geplaudert. In der 'Widerwärtigkeit und Angeberei eines Sechzehnjährigen im Café de la Promenade' ('Strichjungenallüren': sagt Mayer auch) sah er die einzige Möglichkeit, 'sich selbst zu akzeptieren'. Er war im Exil seiner Revolte. Während in Paris die Revolution siegte/unterging, während die neue Poesie, Baudelaire, Verlaine, sich kräftige Freiheiten erlaubte. Er zerstörte seine Verhältnisse; ohne Bedauern, wie er im belagerten Mézières die alten Bäume des Bois d'Amour stürzen sah. Wir werden uns daran gewöhnen, ihren Schatten zu entbehren. (...)*

Unsere jungen Dichter, Kinder der administrativen Beamten, suchen auch das Loch in der Mauer. Sie verbrauchen ihre Fantasie an Tunnels und Fesselballons, ihre 'monologe gehen fremd'. Fluchten wieder, aber auf Hasenpfoten. 'Ein Stück, nur aus einem Schrei gebaut, das wäre ehrlich.' Das ist tierischer Laut. Gesang, ihr unfreundlich Asyl, nur ein privates Eigentum.

Dabei wissen wir doch, daß uns die Freiheit nicht auf den Versen folgt. Wir müssen, gräßliche Vernunft, Provokateure bleiben.

Ich gehöre diesem Volk an, und bin doch ein Landstreicher: unbedienteter Autor. Das Privileg ist asozial. Ich ge-

höre diesem Kampf, und bin nicht bereit, in seine politischen Bedingungen zu resignieren. Der Konflikt ist endlos. Meine vage hygienische Zerstreuung. Freunde und Feinde warten auf meine endgültige Reise ins Aus, den Abgang vom Gerät. Sie sagen ihm voraus als die Konsequenz: die Zerreißprobe endet. (Westdeutsche Lexika führen mich als Republikflüchtigen; wo nicht, dann als 'linientreuen Propagandisten'. Beschreibungsimpotenz.) Aber ich bin nicht nur das zerrißene Fleisch, ich bin es auch, der es zerrißt. Ich entkomme nicht, es sei denn über die eigene Grenze.

Wir haben die Pflicht hinter uns; wohl an, wagen wir die Kür.«

Westdeutsche Zeitungen schreiben gelegentlich auch in einer Art anerkennenden Abneigung über das Krokodil. Harald Hartung beendet seine FAZ-Besprechung von Brauns neuem »Hinze-Kunze-Roman«: »Wissen die haftamtlichen Leser in der DDR, was sie an Brauns unverwüstlichem Optimismus haben und an seiner Treue?«

Aus Rimbauds zweitem Brief über die Zukunft der Poesie aus den Tagen der Commune zitiert Braun den Psalm der Aktualität: »Die Leiden sind gewaltig, aber man muß stark sein... Es ist falsch, wenn einer sagt: ich denke. Man sollte sagen: es denkt mich... Ich ist ein anderer. Schlimm genug für das Holz, das als Geige erwacht...«

Wenn Volker Braun schreibt, »er erniedrigte sich, mit anderen Worten: er arbeitete an sich, um aus sich einen Seh er zu machen«, liegt die im letzten Heft von Armin Steil vorgeführte Funktion der Rachmetow-Figur sehr nahe, nur weniger säuerlich: »Doch es geht darum, die Seele zum Ungeheuer zu weiten: ... Man muß sich einen Menschen vorstellen, der Warzen in sein Gesicht einspflanzt. Novalis, Poe, Hugo, Baudelaire, die Illuminaten, Ballanche, er holte sie gelassen ein mit seinen gräßlich ernsten Sätzen — er hatte kein Gesicht zu verlieren. Novalis mochte 'fast sagen', das Chaos müsse in der Dichtung durchschimmern, indem die Welt an 'allzu großer Klarheit' leide; eine revo-

lutionäre Formulierung: sie meint die Klarheit der unerschütterlichen Weltordnung — Rimbaud schrieb das Rezept aus für die notwendige Verwirrung. *Langdauernde, unerhörte und wohlüberlegte Entgrenzung aller Sinne. (...) Es wird neue schreckliche Arbeiter geben. Sie werden an jenen Horizonten beginnen, wo er hinsank! (...)*

In seiner unerträglichen Erschöpfung findet Rimbaud plötzlich einen Sinn: sie ist die Auflösung der schlechten und entmenschlichten Subjektivität. Er steigt hinab in die Hölle, um als Erlöser wiederzukommen. Nämlich mit einer Sprache für das, was er von da unten heraufholt, aus der Tiefe der allen gemeinsamen sinnlichen Erfahrung, die er erdichtend entdeckt. (Die Erfahrung wird vom Denken buchstabiert, aber sie ist auch die Arbeit des Gefühls, des Traums, der Vorstellungskraft. Gefühlen eignet Realismus, sie sind real Gewordenes; abgelagertes Gewußtes, ins Unterbewußtsein gesunken; ein Potential, das das Denken unterstützt und mit ihm kollidiert, das es lähmmt oder ermutigt zur Utopie und steigert zur Vision.) Das *Unsichtbare sehen* und es in seiner Form oder Formlosigkeit wiedergeben: jedes Wort ein Gedanke. Das heißt alles gewohnte Material wegkippen, womit die subjektive Poesie spielte, das sie breittrat, allen Zierat und die metrische Halterung kappen. Sprache, ganz aktuell und sinnlich: der Duft, der Ton, die Farbe, und der Gedanke, der dem Gedanken folgt. Äußerste Entzauberung und vollkommene Funktionalität — materialistisch wie die Zukunft, um die es ausgesprochen geht. Der Dichter, der das Ausmaß des erwachten Unbekannten bestimmt und das Ungewöhnliche zum Gewöhnlichen macht, wird ein multiplicateur de progrès. Die Dichtung wird die Tat nicht mehr rhythmisieren, besingen, sie wird ihr vorauseline. Die Gegensprache, sie wird auch Fürsprache sein. Und auch die Frau wird seltsame, unergründliche, schwierige, wunderbare Dinge entdecken (und wir werden das verstehen), wenn ihre Knechtschaft gebrochen ist. (...)

So unordentlich seine Vorlagen, er schrieb, oder wir lesen doch, einen einleuchtenden Text. Der mag blenden, so daß man die Augen schloß für den Moment einiger Generationen. Die schwächeren Ausleger versuchen, ihn zu verdunkeln. Sie kleben ängstlich an seinen Kategorien — Abnormalität; sie können dieses Kollektivwesen nur füsilieren. Mit ihren Stichworten der 'leeren Transzendenz'. Hugo Friedrich zitiert befriedigt Rivières Unfug: 'Seine Sendung besteht darin, uns zu desorientieren.' Nein, er orientiert uns weg aus der tyrannischen Zucht des elenden Lebens. Nicht 'dichterische Schau... in das leere Geheimnis', wie der waltende Hugo befindet; Poesie sieht durch in die Schrecken/Freuden der Verwandlung. Sie ist nicht zu brauchen, wo man die vortrefflichen Verhältnisse nicht ändern will. Nicht die Einsamkeit des Rassierspiegels: das Brennglas der sozialen Erfahrungen. Die Metaphern werden sie nicht beschönigen oder schmücken für den jeweils 'Gegenwärtigen Paradies', sie decken nicht zu: sie klären auf. Die decouvrerende, die sehende Metapher, die Metapher als Auge. (...) Die Poesie der Aderlaß an den Göttern, sie streift die Klarheit der Vorurteile ab, die Betriebsblindheit der Ideologie. Es genügt nicht, daß beim Dichter, wie gewöhnlich, einige Sperren locker sind und er auf die Freitreppe pißt, meine Freunde. Er muß sich wirklich verwandeln, indem er ins Dunkle des Kampfes geht, in den Schmutz der Strukturen, in den Dreck der Ungleichheit. Genosse: das ist die Ernidrigung so tief ich kann.

...verbrennen Sie, ich verlange es... alle Verse, die ich töricht genug war, etc.«

Max Walter Schulz ist so empfindlich gegen Hysterie, daß er letzte Klarheiten aufbieten muß: »Es ist die Stärke und die Schwäche wirklicher Dichter, daß sie sich auch von anderer Leute Sprache faszinieren lassen.«

In brennender Ruhe zitiert Braun zunächst Rimbauds rätedemokratische Vorstellungen. Aber 1871 standen Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, die

Verheißen der Französischen Revolution, schon sehr lange aus:

»Früher schon hatte er dem Mann, nach dem seine Straße hieß, vorgeworfen: Napoleon hat nichts von der Mission begriffen, die ihm die Umstände aufrütteten. Durch die Revolution zum Ziel gekommen, hat er sie dumm verkümmern lassen. Statt den Kommunismus zu organisieren — eine einfache Sache, weil das Eigentum de facto nicht mehr da war, noch weniger aber moralisch und legal existierte —, errichtete er eine Gesellschaft neu, die ungerechter war als die alte. (Delahaye überlieferte es in den 'Souvenirs familiers à propos de Rimbaud'.) Das Bewußtsein des Thermidor ist es, das unsern Kommunismus produziert: das Begreifen der Niederlagen. Dies souvenir social von Braun. (...)

In der Poesie erschöpft sich rapide die Hoffnung; der Realismus verbraucht die Illusionen. Unsere Desillusionierung, in der langsamsten Revolution, erfolgt in der Zeitlupe. Wir haben, zähre Leute, mehr Hoffnung verbraucht.

Und etliche sind, entnervt, aus dem Kahn gekippt (der 'Müggelsee' weiß davon zu sagen). Die Mannschaft aber rudert, jeder für sich, in der Flaute, unter dem geteilten, gefährlichen Himmel. (...) Ernüchterung ist die Arbeit unserer Literatur. Arbeit gegen die Deckgebirge der Verheißen, wenn wir uns nicht zu 'Propheten von übermorgen' machen wollen. Diejenigen (um Brechts Gedanken zu benutzen), 'die den Kommunismus lediglich als Lösung ganz bestimmter, benennbarer Schwierigkeiten' vorschlagen, 'ihn gleichzeitig natürlich auch als Ausnutzung geschaffener ebenso bestimmter und benennbarer Möglichkeiten' herbeizuführen gedenken, wir hier also, müssen uns fragen, ob wir 'nicht doch gewisse andere Auswege übersehen, andere Möglichkeiten außer acht gelassen' haben, die den Völkern gegenwärtig näher liegen. Darunter der Weg in den Sumpf, und in die Barbarei, in die Vernichtung. Der Kommunismus, als Erbteil des Klassenkampfs, mit der

Menschheit und der Natur beladen, bleibt im Sozialismus subversiv wie die Poesie: wir wissen, worauf wir uns eingelassen haben.

*Wir lernen*, sagt die Lehrerin Geneviève in den 'Tagen der Commune' — und dieses Wir ist das Pronomen der poésie objective —, *wir lernen... Ich spreche nicht von dir und mir, ich sage 'wir'. Wir, das sind mehr als ich und du.* Und sie stirbt. (...)

Was bei Baudelaire Experiment war, zynisches Spiel, nie vollzogener 'Verkauf der Seele', begann er im Ernst. 'Ganz gleich wohin, nur hinaus aus der Welt!' (tönte der Tote) — aber die Welt war frisch vernagelt; und eben jetzt hatten den Jungen die Treidler verlassen, sie lagen auf dem Friedhof Pére-Lachaise oder in Neukaledonien. Zwar verfügte er, diktatorisch, über alle erdenklichen Landschaften — aber nur kraft seiner Einbildung. Es mußte ein Alleingang werden, in seinem Kopf herum. Es fing harmlos an als Übung, mit intuitiven Versen. (...) Nach dem Absinth endlich Haschisch, das probate Mittel. In 'Matinée d'ivresse' frohlockte er: *Trunkenheit! — und wäre es nur eine Maske, die du uns gabst: Methode, wir bejähnen dich! ... Wir glauben an das Gift. Und wissen unser Leben hinzugeben — kindische Methode;* er fiel auf Baudelaire herein. Er ließ auch seine inneren Treidler, die Sinne über Bord gehen. Für einen Traum — ich zitiere ihn böse —, *der grober Faulheit entsprang*. Das Enthemen der Sinne und das Freischaufern des Unterbewußtseins ist notwendige Arbeit des Dichters — die Freiheit beginnt jenseits (...)

So begann die Zukunft der Poesie, wie die Zukunft ofte, als Zerrbild ihres Entwurfs. (...)

In der törichten Kinderstube der Moderne halten sich immer wieder die Poeten fest. Futuristen, Surrealisten, die beat generation richteten sich darin ein, mit Manifesten als Mietverträgen, und schlossen ihre automatischen Schreibmaschinen an den Bewußtseinstrom. Der Surrealismus war für Breton, Aragon, für Soupault, ich fragte ihn: die

'große Befreiung'. Die Befreiung, antworte ich, auch von der Last, von der Erniedrigung, ein *Arbeiter* zu sein? (...) Rimbaud hat geahnt, welche Quellen er an das Röhrenwerk der Dichtkunst anschloß — und wie trübe sie fließen willkürlich verrührt. (Kerouac, der führende Beatnik: 'Sei immer blödsinnig geistesabwesend! My style is based on spontaneous get-with-it unrepressed wordslinging.' Unsere vermeintlichen Neutöner, Hausbesetzer in den romanischen Quartieren (wo sie sich ordentlich führen), sind wohl gute Anschaffer, die fleißig auf den Putz hauen. Hucker, nicht Maurer. Aber auch in dem Schüttgut werden Reize, Assoziationen, Anstöße geliefert; in dem bedeutenden Wortmüll sind verschwiegene Gefühle und Gedanken deponiert, die uns, s e l b s t r e d e n d , mehr zu sagen haben als die gestanzte Festtagskunst. Technisch die Wiederholung des geistlosen Handbetriebs der Avantgarde, niedrige Verarbeitungsstufe. Und wenn der Gebrauchswert gegen Null strebt, wird Dichten Beschäftigungstheorie, 'siegreiche Monomanie' nantete es Baudelaire.

Und ich rede noch nicht von unseren élans mystiques, von der künstlichen Steigerung der braven Ichs zu einem behaupteten Wir. Einem Wir ohne soziale Differenzierung, einem Phantom der Gemeinschaft, während wir, auf so vielen Feldern, noch immer leibhafte Einzelbauern sind. Die reale Mystik des Sozialismus, der stumpfe Sinn der Planung. Die Frohe Zukunft in den Baubrücken. Die Sprichwörter unserer politischen Magie. (...)

Rimbauds Stolz war immer wie eine offene Wunde, er hatte keinen Panzer, um sich gegen Demütigungen zu schützen — er reagierte mit der Zote. Aber tief in ihm die *Hydre intime sans gueules/Qui mine et désole*. Er mußte sich selbst demütigen, ein Provokateur auch gegen sein Talent — wieder Picasso gleich, alle beherrschten Formen verlassend. In den 'Illuminations' gelangen ihm seine freiheitlichsten Texte, umstürzlerisch in allen Mitteln: Prosaform, sachliche Distanz und Ironie,

Verfremdung durch Disparatheit des Materials und Offenheit der Bedeutungen. Es ist wirklich eine autonome Sprache, Emanzipation von Lebenssinn jenseits der Konventionen. Er konnte nun das Eigene sagen: im Moment der Verzweiflung, *après le déluge*, als das Schiff versank. Der radikale Bruch, die ästhetische Revolte: aber nun nur als kunstvolle Inszenierung. Wie bei Müller das Theater, mangels gesellschaftlichen Spielraums, zusehends zur Lyrik gerinnt, wurde in den 'Illuminations' die Lyrik zusehends Theater. (...) Die betörendsten Texte zeigen zugleich Aufbau und Zerstörung ihrer Struktur, ein immer wieder geprobter Abschied. Er putzte diese Geliebte herunter, bis er schließlich auch sie verstieß: Poesie? Spüllicht? Er war nicht Realist genug, die Wahrheit zu ertragen. *Auf jede Freude habe ich, sie zu erwürgen, den dumpfen Sprung des wilden Tiers gemacht.* Er suchte die Wüste; 'kein Getriebener, sondern ein Aktivist seiner Erfahrungen'. (...)

Dieses unsichere Kind, diesen wilden Toren können wir nicht umarmen, oder nur, um uns mit seinem Dämon auf dem Boden zu wälzen.«

Ohne das, was bei Braun das *Innere und Afrika* heißen wird, als Ort der Revolution und des Überlebens zu begreifen, als politischer Kommissar wirft Schulz ein, ins polizeiliche 'flügelnd': »Die Frage, auf die jetzt alles penetrant hinausläuft, lautet: Ist Volker Braun mit seinen kommunistischen Grundsätzen, mit denen er gedenkt, den Sozialismus in Bewegung zu halten, ihn vorwärtszutreiben, aus Selbstgefälligkeiten zu reißen — nun auch im Bekennen zu einer eigenen Théorie du V oyant — ist er nicht ein umgestülpter deutscher Romantiker? Einer, der die Pflichten gegenüber der Gesellschaft der im Gegenwärtigen keimenden Zukunft entnimmt? (...)

Anzunehmen ist, daß sich Volker Braun — der gestandene Anti-Romantiker — durch das Etikett 'Romantiker' verletzt oder belustigt fühlen wird. 'Über den Gräbern empfange ich den Auftrag. Die Paradiese nicht noch die

Hölle. Der Aufenthalt auf Erden. Realismus. Er wird uns ins innerste Afrika führen.' Da ist nun zu fragen, ob diese hochgemute Verteidigung des Realismus vom Stil her (d. i. nach Buffon der Mensch) nicht doch schon wieder ins Romantische flügelt.«

Volker Braun: »Immerhin, ich nehme keine Befehle entgegen. Ich folge dem Ratschluß meiner Glieder. Ich will die Verantwortung tragen. Und doch, ohne die Literatur und die Gesellschaft zu verlassen, schleppe ich mich durch die Kälte der fadenscheinigen Beziehungen und zehre vom Kleister der Hoffnung. Ein gebremstes Leben. Meine Notierungen sind kühl, amtsmäßige Daten einer kaum kenntlichen Person. Ich führe nur Buch wie ein Kommis.

Beschriebenes Blatt. Unmöglich ist, sagt eine heutige Frau, sich 'eine behagliche, 'passende' Identität aufzubauen'. Ich habe zu tun, die Rollen zu tauschen, die Rituale zu verlernen. Aufbauen, 'bau auf bau auf', können wir Verhältnisse: mit unseren weichen, wütenden Leibern.

Um nicht mehr die Knochen in die Mühle zu reichen. Der Staat, die Wüste der Liebe. Die Wanderdüne durch die Zeiten. Der Sand der Gewalt. Mit den dienstlichen Liebespaaren noch immer, Hinze und Kunze, in fester Umarmung. 'Das Raffinement der Varianten wird gähnender Langeweile abgetrotzt, die überall sich ausbreitet, wo Handeln unmöglich wird, nichts bewirkt, sinnlos ist, weil die nächsten 'Sieger der Geschichte' schon die Tür eintreten': ein altes mechanisches Spiel.

Wir können das Spiel beenden, und keiner wird Sieger sein. Wir werden leben den Panzer verlassen. Die Wüste wird nicht mit Schweiß bewässert, und nicht Sperma macht sie grünen, sondern die befreite Arbeit. Wir sehen Frauen neben uns, die wir lieben können. Frauen, nicht mehr geknebelt im Haus, in Abhängigkeit, in Dummheit. Frauen, die unser Leben teilen, in den enteigneten Betrieben. Und sich ihm versagen: nicht gedrückt in die winterliche Struktur. Frauen, die schreiben, mutiger, schonungsloser, entschlosse-

ner als wir. Es wird uns gelingen, die Liebe zu erfinden. Wir gehn über die grauen Wiesen. Wir grüßen den lautlosen Regen über dem Leunawerk. Wir stehen vor dem Horizont, wo die Alten hinsanken verbraucht von wunschlosen Unglück. (...) Der Himmel ist dunkel, oder ist es der Goulasch auf unseren Augen? Was seh ich denn, in diesem Schützengraben, der mit wahnwitzigen Waffen bestückt ist. Wenn wir noch für uns sprechen wollen, müssen wir für die Welt sprechen — oder doch endlich, wie Braun, konkret für sich statt an sich?

»Die Gelben landen, die Schwarzen, die Brauen! Gewehre und Programme. Der Kolonisator packt die Luftkoffer. Die Unterdrückten buchstabieren ihren Namen. Ah, wie sie in dem Strudel rudern unseres leuchtenden Standards. Supermärkte empfangen sie, Raffinerien der Ideologie. Die Interessen verkabelt für die Religion vom Neuen Menschen. Mein Paradies wurde vom roten Soldaten geöffnet, mit dem der Genosse Haltsmaul auf die Welt gekommen ist. (Es ist eine Steilküste; jetzt reißt der Himmel auf, der Sperrmüll der Revolutionen ragt bis in den Schritt.) Was kann ich für euch tun, meine dunklen Brüder. Keine Gesten mehr. Wenden wir uns um in unser Unglück. Gehen wir wieder in das alte Land hinein. Keine Ausflüchte; wir müssen ins Innere gehn. Das ist ein schrecklicher Gang: in das Ende der Schrecken. Kommunismus oder Barbarei. Wir werden den Kontinent nicht verlassen. Die Unterdrückung begraben wir auf diesem blutigen Grund. Über den Gräbern empfange ich den Auftrag. Die Paradiese nicht noch die Hölle: der 'Aufenthalt auf Erden'. Realismus. Er wird uns ins innerste Afrika führen. (...)

*Das innere Afrika.* Die späten Gedichte des jungen Rimbaud gelten für unergründlich, nicht zu betretendes Terrain. 'Les Illuminations' sind ein Text, der nicht an den Leser denkt. Sie wollen nicht verstanden werden. Rimbaud selber sagt, am Schluß von 'Parade': *ich allein besitze den Schlüssel zu diesem sonderbaren Spiel.* Das glaubte

man ihm: ein Gott konnte nur Monologe murmeln. Aber ein Gott hätte nicht solche Stöße Papier verbraucht für ein Gedicht.

Verschlußt ist poetische Mitteilung allemal, es macht ihre Eigenart, daß die scheinbar unverfälgliche Notierung doppelten Charakter hat (...) man wird sie nicht knacken mit einem unwirschen Blick.«

Max Walter Schulz versucht noch immer seine als solidarisch annucierte Administrationsfigur: »Das wachsende Integrationsgefühl und -bewußtsein gegenüber der DDR-Gesellschaft erzeugt nun einmal bei poetischen wie bei nicht-poetischen Naturaen ein steigendes Bedürfnis nach nichtpropagandistischer, welthaltiger, 'menschheitsbeladener', auch gesellschaftskritischer, dennoch unverwechselbar sozialistischer, unverwechselbar eigener Literatur und Kunst. Wir — das sind dann alle, die dieses Bedürfnis empfinden. Nicht alle empfinden dieses Bedürfnis. Das kollektive Wir spricht im Namen aller. Das kommunikative Wir wendet sich an alle. Das Wir als Pronomen der poésie objective ist kommunikativer Natur. Doch zwischen dem einen und dem andern Wir ist Straße, herrscht Gegenverkehr, nicht Alternative. Nur daß das kommunikative Wir als sozialistisches Neuland empfunden wird. Dort wo es beginnt, überspannt ein Transparent die Straße: An alle! Weiter entfernt ein zweites. Darauf zu sehen das alte, immergrüne Spitzenzitat der jüngsten Zeit: 'Die freie Entwicklung des Einzelnen ist die Bedingung für die freie Entwicklung aller.' — Aus dem Kommunistischen Manifest, wie bekannt. Der Konflikt ist

endlos — wie die Entwicklung. Und Entwicklung verläuft prozeßhaft.«

Obwohl die Texte in umgekehrter Reihenfolge entstanden sind, endet Volker Brauns Essay wie eine Antwort an Schulz: Das war »'der Knabe, dessen Fantasie eine Mischung von gewaltiger Kraft und unerhörter Verderbtheit ist. Er hat alle unsere Freunde fasziniert und erschreckt... Der Teufel inmitten der Schriftgelehrten.' (Valade in einem Brief an den Kritiker Blémont). Die Bonshommes aber ließen den Störenfried nicht mehr in ihre Lesungen ein: der für ihre Dichtungen nur ein Wort fand, *Scheiße Scheiße Scheiße*. (...)

In Übereinstimmung mit den Be schlüssen und der realen Harmonie unserer Kunst schließe ich mich über ein Jahrhundert hinwegsetzend den Vorednern an und unterstreiche die Notwendigkeit, entsprechend der ernsten Lage und der allgemeinen Beschränktheit der Mittel das Erreichte zu festigen und zu stärken. Wir müssen jeden Groschen unseres Verstandes dreimal umdrehen und fragen, ob wir ihn ausgeben können und wofür, wir müssen die Ideen einsparen und uns nicht an Experimente verschwenden, und vor allem kommt es jetzt darauf an, die eigene Ungereimtheit einmal beiseite zu lassen und uns auf den Hauptfeind zu konzentrieren, die unbeschreibliche Hochrüstung, mit der wir vollauf zu tun haben, endigte der Satyr.«

Zitieren ist herausisolieren einer Schwäche, verehrungsvolles Empfehlen mittels einzelner Beispiele oder kürzender Mißbrauch zu falscher Eindeutigkeit, Arbeit im Steinbruch, mal Messing-, mal Trompetenkauf. M.B.

Dieses mußt du gar nicht fragen, / Wenn ich soll antworten dir.

Hölderlin

Klaus Kreimeier

## Der Königsweg des Revolutionärs und die Ochsentour zurück

Ein Text von 1926 und seine Fortsetzung im Licht neuerer Erkenntnisse

Vorbemerkung: Auf den folgenden Seiten wird ein Experiment unternommen. Ein historischer Text wird vorgestellt und sodann geprüft, Satz für Satz. Die Vorwärtsbewegung des Textes ist rasant und provozierend. Über den Punkt, an dem er ankommt, wissen wir heute mehr. Der Text wird noch einmal »zurückgedacht«, aber es wäre voreilig, anzunehmen, daß man wieder zum Ausgangspunkt zurückkehren könnte, als wäre nichts geschehen. Der Text stammt von Michel Leiris, der um 1925 zu jener Gruppe französischer Surrealisten gehörte, die sich für revolutionäre Veränderungen interessierten. Bei uns wurde er durch radikale selbstanalytische Prosa (»Mannsalter«) und durch seine ethnologischen Schriften (»Phantom Afrika«) bekannt.

Jean-Arthur Rimbaud (1854-1891), Wegbereiter des französischen Symbolismus, war schon mit siebzehn Jahren durch seine Gedichte berühmt, hörte jedoch mit neunzehn zu schreiben auf und zog es vor, durch die Welt zu wandern und unter anderem als Waffenhändler für den Negus von Äthiopien sein Auskommen zu finden.

Man mag eine gewisse Zeit lang annehmen, in der Dichtung sei die realste Chance gegeben, seine Revolte zum Ausdruck zu bringen. Man glaubt, sich vom materiellen Universum zu lösen, nur noch durch das vase Band der Magie der Worte mit ihm verbunden zu bleiben und die Bezüge durch die Handhabung eben jener Worte umzustürzen, ja bisweilen eine neue Welt nach unserem Bilde zu erschaffen... Man meint, alle Ketten zerbrochen, alle Weisen der Anerkennung von sich gewissen zu haben. Aber man vergißt dabei nur das Eine, daß unser System den Zwängen und Konventionen der Sprache (eine der erdrückendsten von allen) unterworfen bleibt und daß das materielle Universum in dem vielfachen Glanz seines Drecks immer noch da ist.

Im allgemeinen ist diese Verblendung jedoch von kurzer Dauer. Der Hader des Dichters mit den Ideen, Sätzen und Wörtern zeigt ihm bald, welche großen Kompromisse er mache und wie lächerlich und unreal jener Zugriff auf das Universum war, den er auf dem Wege über die Wörter zu besitzen vorgab. Die Dichtung reicht nicht mehr hin, seine Revolte zu befriedigen. Er wird sich also der Welt zuwenden und nach Mitteln und Wegen suchen, deren verhaftete Gebote außer Kraft zu setzen.

Lebt er in einer Zeit oder in einem Land, wo er noch an die Kraft der Magie glauben kann, so wird er Hexenmeister oder Schwarzkünstler werden und einen Pakt schließen mit den höllischen Mächten, um der irdischen Welt seine Herrschaft aufzuzwingen. Wenn die »Aufgeklärtheit« seiner Zeit ihn aber daran hindert, ernsthaft auf diese Mittel zurückzugreifen, wird er rational den Bauplan seines Gefängnisses entwerfen und herauszufinden suchen, inwieweit er seiner Herr zu werden vermag.

Er stellt zunächst fest, daß die physikalischen Gesetze unmöglich zu verändern sind. Früher hätte die Halluzination ihm die Illusion ihrer Verwandlung verschaffen können, aber er weiß wohl, daß die Schwere beim Aufwachen nicht verschwunden ist, genausowenig wie das Jagen seines Herzens und der Wirbel des Blutes. Er wird sich also der zweiten Kategorie von Gesetzen zuwenden, deren Sklave er ist: denen der Gesellschaft. In enormem Elan lehnt er sich gegen die unsinnigen Gesetze auf, welche die Menschen erfunden haben, sich gegenseitig Zwang anzutun, er wird zum Lykanthropen, Anarchisten und widersetzt sich allen sozialen Beztigen, die sich seiner Person aufdrängen. Er meint das Joch abschütteln und zerbrechen zu können — eine neuerliche Utopie, denn er selbst wird fatalerweise von den Gesetzen zerbrochen, ohne daß er auch nur im geringsten ihre Starrheit hätte antasten können.

Wenn er dann die individuelle Revolte aufgibt, weil ihm klar geworden ist, daß sie nur zu seiner eigenen Zerstörung führen kann, ohne daß er an der Welt auch nur das geringste verändert, d.h. zerstört hätte, dann wird er sich der sozialen Revolution zuwenden, dem einzigen wirksamen Weg, seine Revolte zum Tragen zu bringen, dem einzigen Mittel zur Umwertung der Werte. Er wird verstehen, zu welcher Umwälzung des Universums er zumindest in seiner Sphäre beitragen kann, wenn er sich der unterdrückten Mehrheit anschließt in ihrem unerbittlichen Kampf gegen die Minderheit von Unterdrückern. Ob diese Umwälzung nun im Bezug auf das absolute Ganze beträchtlich ist oder nicht, sie ist jedenfalls die größtmögliche, die einem Menschen zu realisieren gegeben ist, und dies reicht aus, um dem Gefühl der Revolte hierin konkrete Gestalt zu geben. Wo es vorher vage und abstrakt sein mochte, wird es jetzt präzise und greifbar werden: fähig, eine Falte wenigstens im Antlitz der Welt zu verändern.

Allein die Revolution kann uns von der schändlichen toten Last des Überlebten befreien. Eine vollständige Erneuerung der Beziehungen der Menschen untereinander muß aus ihr erwachsen. Das ganze alte, faulende Gerüst des zeitgenössischen Denkens wird durch sie zum Einsturz gebracht werden. Gründe genug, meine ich, mehr als genug, damit jeder wirkliche Dichter sich ihr mit Leib und Seele verschrifft.

Aus dem Französischen von Rolf Wintermeyer. Abdruck aus: Michel Leiris, *Das Auge des Ethnographen*, Ethnologische Schriften II, hrsg. und mit einer Einleitung von Hans-Jürgen Heinrichs, Frankfurt/Main (Syndikat) 1978

In der Tat verschrieb sich unser imaginärer Dichter der Revolution — in der festen Überzeugung, der Verzicht auf sich selbst werde die Geburt des neuen Menschen beschleunigen. Vertieft in die Lehrsätze der Klassiker, brachte er das faulende Gerüst seiner früheren Überzeugungen kraftvoll zum Einsturz. Die Unterordnung unter die Parteidisziplin schien ihm der kürzeste Weg zur Neuordnung der menschlichen Beziehungen; regten sich eigene Gedanken ihn ihm, so riß er sie sich als schändliche Relikte des Überlebten aus seinem Hirn. So lernte er den Haß auf sich selbst und übte sich in der Bereitschaft, sich selbst zu liquidieren — notfalls auch sich liquidieren zu lassen. Die unterdrückte Mehrheit, für die er sich hatte opfern wollen, schwand aus seinem Blick: An ihre Stelle trat das absolute Ganze, monumental und labyrinthisch verkörpert von der Partei, genauer: von der Par-

teihierarchie. Den unerbittlichen Kampf, den er gegen die Unterdrücker zu führen gedachte, führte er nun mit zunehmender Erbitterung gegen den »Klassenfeind« — und das war im Zweifelsfall immer er selbst. In der Tat hatte er sich nun ganz vom materiellen Universum gelöst und war mit ihm nicht einmal mehr durch die Magie der Worte verbunden, denn diese — geheiligt als historischer und dialektischer Materialismus und Wissenschaft vom Klassenkampf — dienten nicht mehr der Beschreibung der materiellen und historischen Vorgänge, geschweige denn ihrer Aufhebung. Sie waren zu ritualisierten Gesängen geworden, die nur noch die parteiinterne Magie und ihre Folgen, die Liquidationen, begleiteten. Mit hellwachem, übergenau arbeitendem Verstand bewegte er sich in einem Zauberwald, in dem sich die Leichen der Revolutionäre häuften.

Eines Tages wurde ihm der Prozeß gemacht, den er aus revolutionärer Einsicht in die Notwendigkeit der Selbstzerstörung bejahte, ohne sich freilich Rechenschaft darüber abzulegen, daß er in dieses Ja zum Opferstod den letzten Rest seines individuellen Stolzes hinüberrettete. Seine Hinrichtung wurde aufgeschoben und schließlich widerrufen, nachdem ein Machtkampf in der Parteihierarchie zu einer neuen Einschätzung der Weltlage geführt hatte. Dies verschaffte ihm die Chance, irritiert zu sein. Er hatte einige Tage Muße und reiste durch das Land. Er fand das materielle Universum unverändert im Glanz seines Drecks vor — ja, er fand es, bei genauerer Betrachtung, in einem verschlimmerten Zustand: Es war weitgehend entvölkert; seine Partei hatte das historische Gesetz von der Liquidierung der Klassengesellschaft sehr praktisch und sehr wörtlich in die Tat umgesetzt. Namentlich die Massen der Unterdrückten und Ausgebeuteten waren beträchtlich dezimiert. Die Überlebenden der alten Gesellschaft, innerhalb und außerhalb des Landes, betrieben lukrative Geschäfte mit seiner Partei.

Er besann sich auf den Titel eines alten Lehrbuchs: Was tun. Er hielt Inventur und fand heraus, daß ihm sein unverwüstlicher Leib geblieben war — und ein undefinierbarer Rest seiner Seele. Auf dem Grund dieser Überbleibsel fand er etwas Altvertrautes, offenbar Wertbeständiges: das Gefühl der Revolte. Es hatte die Umwälzung des Universums und die Umwertung der Werte überlebt — auch die Zerstörungen, die er so lange Zeit für den Motor der sozialen Revolution gehalten hatte. Er nahm sich selbst aufs neue in Besitz, und allmählich begann er zu ahnen, daß dies sein einziger Besitz, die Treue zu seinem Ich das einzige Vehikel zur Veränderung, auch zur Selbstveränderung war. Er stellte sich dem Chaos — und nahm Abschied von der Mythologie seiner Überwindung durch historische Sinnkonstruktionen. Er kehrte nicht zur individuellen Revolte zurück, denn ihm wurde bewußt, daß das Individuum selbst schon Revolte sei: gelebte Wirklichkeit — gegen den Leviathan und die Apparate. Einsamkeit war ihm nicht mehr Qual: Er lernte sie als Bedingung handhaben, als produktive Existenzform und Ermöglichung ungestörten Arbeitens.

Dann fand er in einer Zeitschrift für intellektuelle Versuchsanordnungen den Satz, der Sozialismus sei sein eigenes Experiment und zur Zeit damit beschäftigt, den Individualismus aus dem Kollektiv zu entwickeln. Er entsann sich seiner Schulungszirkel, in denen ihm beigebracht worden war, daß die bürgerlichen Freiheiten nur Schein und eine zu überspringende Stufe in der Entwicklung zum Reich der wirklichen Freiheit seien. Die Wolfsnatur die-

ses Sozialismus wurde ihm nun in aller Deutlichkeit bewußt, präziser gesagt: die wahrhaft lykanthropische, die Werwolfsnatur. Hatte nicht dieses System das Individuum als individualistisch und das Subjekt als subjektivistisch annihiliert, mit dem Versprechen, es in der Klasse, im Kollektiv »aufzuheben«? Nun war offenbar nicht mehr zu übersehen, daß die Menschen, soweit sie in diesem Prozeß mit heiler Haut davongekommen waren, sich in halbdunkle Nischen verkrochen hatten oder einfach unter der Theke lagen. Er erkannte, daß den vielen unsinnigen Gesetzen, welche die Menschen erfunden hatten, um sich gegenseitig Zwang anzutun, diese als Sozialismus kostümierte Perversion das unsinnigste und gewalttätigste hinzugefügt hatte.

Er verwandelte sich nicht in einen Anarchisten zurück, aber er übte sich darin, Elemente anarchistischen Denkens und anarchistischer Erfahrung in die starren sozialen Bezüge einsickern zu lassen, von denen er sich nun abermals umzingelt sah. Aufmerksam und mit einer neuen Fähigkeit zur Selbstironie prüfte er seine bescheidenen Erfolge. Noch immer empfand er die Schwere beim Aufwachen als lästig, aber er bekämpfte sie dadurch, daß er einfach noch einmal einschlief — drängender Termine ungeachtet, die auch zu verschieben waren. Gut ausgeruht, blickte er aus dem Fenster und gewahrte, daß sich die Welt wenig verändert hatte. Das Kapital herrschte und war noch immer ein würdiger Gegner: Neuerdings entwickelte es gar Fähigkeiten, die physikalischen Gesetze, wo nicht zu verändern, so doch umzuformulieren. Das Jagen seines Herzens und der Wirbel seines Blutes nahmen nicht ab, was er mit Genugtuung notierte.

Die Aufgeklärtheit erkannte er in ihrer Bedingtheit und mit ihren Folgen, sah er doch beides: die Exesse des aufgeklärten Kapitals und das realexistierende Mittelalter, das die Revolution geschaffen hatte. Der Begriff »Umwälzung« allein, so stellte er fest, erteilt noch keine Auskunft darüber, ob etwas vor- oder zurückgewälzt werden soll. Das freie, sich selbst verantwortliche, sich selbst reflektierende Denken gerät allemal in Gefahr, überrollt zu werden. Beim Stöbern in seinen Büchern stieß er abermals auf die Hexenmeister und Schwarzkünstler und versagte ihnen nicht seine Sympathie: Um ihrer Radikalität, ihres Negativismus und ihrer entschlossenen Häresie willen liebte er sie, ohne ihnen zu verfallen.

Er blieb in der Welt, weiterhin nach Wegen suchend, ihre Gebotstafeln zu zertrümmern oder sie, wo es die Bedingungen ratsam erscheinen ließen, mit Zweideutigkeiten zu übermalen. Den Zugriff auf das Universum — das Steckenpferd seiner Jugendjahre — ersparte er sich, nicht aber den Einspruch dort, wo ihn die Herrschenden auf ihre Weise planten. Kompromisse zu schließen, erschien ihm nicht mehr als Sündenfall, auch nicht als taktisches Manöver und Konzession »im Dienste« einer übergeordneten Strategie — er benutzte sie einfach als Möglichkeit, Atem zu holen, sich Übersicht im Getümmel zu verschaffen und gegebenenfalls zum Schlag auszuholen. Denn eines wurde er nicht: Pazifist. Er, der die Gewalttätigkeit der Moral und die Tödlichkeit eines im Gewand der Vernunft und des universellen Glücks auftretenden magischen Weltbildes kennengelernt hatte, blieb auf der Hut: Seine Haut war ihm zu teuer.

Im Einspruch und Widerspruch erkannte er aufs neue die Grenzen, aber auch die Chancen der Sprache. Nie wieder würde er den Hader des Dichters

mit den Ideen, Sätzen und Wörtern geringschätzen: Zu viele waren von solcher Geringschätzung ins Exil, in die Lager, in die Gaskammern des Jahrhunderts getrieben worden. Er setzte nicht mehr auf Sieg — und er trennte sich für immer von den Siegern der Geschichte, um dem Volk näherzukommen, dem stets nur Niederlagen beschieden waren. Ihm blieb: die Revolte. »Die Front der Revolte, der Untergrund der Aufbegehrenden ist überall aktiv. Diese Front ist mitten unter uns, in der Anonymität, im Scheitern, im Schweigen. Sie wird durch keine institutionalisierte Bewegung verkörpert. Aber dieser Anonymitätwohnt eine unerhörte Kraft inne.« (Jean Ziegler)

*Offenbar sieht die Wirklichkeit im Laufe der Zeit immer mehr wie eine Verschwörung aus.*  
Martin Walser

Rafael de la Vega

## Das späte Ich

Einige Bemerkungen zu Klaus Kreimeier

Klaus Kreimeier bietet, so sagt er, ein Experiment an, einen Köder, um Gedanken zu verkaufen, deretwegen es nicht unbedingt nötig wäre, Rimbaud und Leiris zu bemühen, noch dazu sozusagen um zwei Ecken. Aber was soll's. Leiris geht in seinem Artikel nicht anders mit Rimbaud um, als es Kreimeier mit beiden Franzosen tut. Alles ist nur eine Finte, um das jeweils Wichtigste — das delikate Ich — darzustellen. Es ist »Das späte Ich« der »Abgänger, Eigen-Immortelle...« von Gottfried Benn.

Leiris wollte immerhin noch einen Entwicklungsweg nach vorne. Von der Revolution geht das Kreimeiersche Ich nunmehr den befreien Weg zurück in den »glänzenden Dreck« des materiellen Universums und seiner »absurden Gesetze«, die es — wenn überhaupt — nur mittels des poetischen Wortes hintergehen kann. Der Zwang, den uns diese Gesetze antun, sei zwar abschrecklich, sei aber bei weitem dem anderen Zwang vorzuziehen, den die »Werwölfe« (rot = braun), die Organisatoren des kollektiven Ichs und die Vertreter des »Unsinnigsten« und des »Gewalttätigsten« überhaupt anderen Menschen antun.

Intrauterinische Träume? Kreimeier beschwört die ganze Skala der Postmoderne: Nouvelle Philosophie und militante Antikommunismus, anarchoid-mystische Flucht in die Freiheitsräume der Subjektivität, radikale Skepsis als liberal-nachdenkliche Maske des Neuaufklärers, Solipsismus des Ichs in der entschiedenen Abkehr von den Ideologien. Poesie und Magie, als Elemente einer Rückkehr zum Ursprünglichen, sind hier die Girlande, mit der sich der

kosmisch-existentiell enttäuschte Intellekt selbst bekränzt. Ô mon âme! fliehen wir in die Wüste...! Auch dies ist absolut *in*, auch hier reiht sich Kreimeier unter alle Neoromantiker, Alternativen und zivilisationsgeschädigte Robinsons. Er schwimmt zweifellos mit dem Strom, er ist ein Mann von heute. Und wie so viele andere Männer von heute ist er auch ein von den eigenen Gespenstern Befreiter, jemand, der die platonische Höhle endlich verlassen konnte und jetzt die wahre Sonne der freien Subjektivität genießt.

War er mal (Jugendtorheit) ein Anhänger der Revolution, so steht er nunmehr auf Revolte, auf das Individuum schlechthin, in dessen Innerem (Augustinus dixit) die Wahrheit wohnt. Kreimeier hat rechtzeitig erkannt, daß Unterordnung stets die Selbstliquidation in sich birgt: Nur wenn die Subjektivität sich selbst Befehle erteilt, wird das Inferno einer gesellschaftlichen Organisation vermieden, in der die Selbstzerstörung als »letzte mögliche Rettung des individuellen Stolzes« erscheinen kann. Gemeint ist natürlich der Sozialismus. Kreimeiers ödipale Beziehung zu seinem früheren Credo lässt ihn in vielen Hinsichten weitergehen als die Liberalen. Sein spätes Ich lechzt anscheinend nach einer Welt der ursprünglichen Ungebundenheit, in der es noch keine Bestimmtheit und keine Konkretion gab. Er ist wahrscheinlich mit Spinoza der Meinung, daß »omnis determinatio negatio est«. Deswegen will er, Kreimeier, der Antihegelianer und Antimarxist par excellence, diese totale Wahlfreiheit besitzen, die nur in einer absolut offenen Welt genießbar wäre. Das ist der irrationalistisch-mystische Traum der

»thalassalen Regression«; noch einmal Gottfried Benn: O wenn wir unsere Urahnen wären...! Ein Klümpchen Schleim in einem warmen Moor.

Was eigentlich bezweckt Kreimeier mit diesem Text? Er stellt sich als Aufgeklärter vor, der die im düsteren Wald des sozialistischen »Mittelalters« verirrten Schäfchen wieder in den behaglichen Pferch der freien Subjektivität zurückführen möchte; er ist auch durchaus bereit, bis zu einem gewissen Grade Verständnis zu zeigen. Kompromisse zu schließen, erscheint ihm jetzt nicht mehr als Sündenfall. (»Kompromisse prinzipiell abzulehnen...ist eine Kiderrei«, dürfte er schon vor Jahren bei Lenin gelesen haben.) Da Kreimeier präzisierend angibt, ein Anarchist nicht ganz geworden zu sein, könnte er wohl zu

den liberalen Enttäuschten gezählt werden. Um es aber auf den Punkt zu bringen, sagt er, Pazifist sei er genausowenig geworden. Da er auf den vorhergehenden Seiten aus seinem militanten Antikommunismus (auf theoretisch-ideologischer Ebene) wahrlich keinen Hehl gemacht hat, so gewinnt nun das Bekenntnis als Nicht-Pazifist seine wahre, düstere und gefährliche Dimension. Ein Softy ist Kreimeier bei Gott nicht! Der Krieg gegen »die Verkörperung des Bösen schlechthin« wäre also auch mit der Militanz der Waffen zu führen. Reagan läßt grüßen. Auch der glaubt noch an die heilende, heiligende Kraft des Feuers und des Schwertes. Mit dem »Werwolf« könne man keine Kompromisse schließen. Nein, mit Kreimeier ebenso wenig.

*Die Wahrheit ist allgemein, sie gehört nicht mir, sie gehört allen, sie hat mich, ich habe sie nicht. Mein Eigentum ist die Form, sie ist meine geistige Individualität. Le style c'est l'homme. Und wie! Das Gesetz gestattet, daß ich schreiben soll, nur soll ich einen andren als meinen Stil schreiben! Ich darf das Gesicht meines Geistes zeigen, aber ich muß es vorher in vorgeschrriebene Falten legen! Welcher Mann von Ehre wird nicht erröten über diese Zumutung....*

Karl Marx, MEW 1/6

Elisabeth Endres

## Anti-Bergfleth

### oder Aufklärung über die palavernde Unvernunft

#### I.

Am Anfang stehe der Skandal; denn alles läßt sich hernach leichter erklären. Es sind zwei Textstellen in dem Buch »Zur Kritik der palavernden Aufklärung«, das Gerd Bergfleth herausgab und dessen wichtigste Abschnitte er selbst schrieb. Die erste lautet: »Es muß endlich erlaubt sein, das Verhältnis von Deutschen und Juden unbefangen zu untersuchen, unbefangen von rechten und linken Vorurteilen, und das schließt ein, daß man sich ebenso von unangebrachtem Hochmut wie von fußfälliger Prosternation entfernt hält, ohne darüber in eine vage Neutralität zu verfallen. Zu dieser Unvorenommenheit gehört aber auch, daß man nicht in alle Ewigkeit mit moralischem Zeigefinger auf die drohende Antisemitismusgefahr hinweist, sondern in einer Art Gegenbilanz danach fragt, was der Prosemitismus der Linken anrichtet. Denn die universal ausgerichtete Weltbürgerlichkeit, wie sie das heimatlose Judentum notgedrungen vertritt, hat auch ihre Kehrseite, die in der Auslöschung des jeweils Individuellen besteht. Es ist auffällig, daß das aufklärerische Judentum in der Regel keinen besonderen Sinn für das besitzt, was deutsche Eigenart ist, etwa die romantische Sehnsucht, die Verbundenheit mit der Natur oder die nicht auszurottende Erinnerung an eine heidnisch-germanische Vergangenheit.«

Die andere Textstelle bezieht sich konkret auf die Bundesrepublik der sechziger Jahre. »...keine der konservativen Theorien, die noch in den fünfziger Jahren tonangebend waren, konnte sich auf geistiger Ebene gegen die erstarkende Linke behaupten. Den entscheidenden Faktor der Linkswende aber bildete die zurückgekehrte deutsch-jüdische Intelligenz, die eine letzte Chance erhielt, Deutschland nach ihren weltbürgerlichen Maßstäben umzumodeln — ein Prozeß, der so vollständig gelang, daß für zwei Jahrzehnte von einem eigenständigen deutschen Geist nicht mehr die Rede war.«

Die erste Reaktion auf solche Aussagen hat nichts mit Worten, nichts mit Argumenten zu tun. Man schlägt das Buch zu und schaut sich den Verlagsnamen an. Ja, da steht »Matthes & Seitz«. Der Verlag wird unter Intellektuellen geschätzt (wurde dies bisher zu Recht), wird in prominenten Feuilletons vorgestellt; in den guten Buchhandlungen liegen seine Bücher auf, besonders hervorgehoben werden sie in den Läden für die Insider. Nein, Bergfleth publizierte diese Sätze nicht in der Nationalzeitung, nicht in irgendeinem Organ für ewig gestriges Schlesier oder Pommern. Er will keineswegs

von irgendwelchen greisen HIAG-Leuten gelesen werden, die sich in der Wirtschaft »Zum Roten Ochsen« irgendwo in Niederbayern treffen; auch nicht von Wiking-Jugendlichen, die vielleicht mit dem intellektuellen Etikett, das sich Bergfleth und seine Freunde anheften, also mit dem Wort »poststrukturalistisch« gar nicht soviel anzufangen wüßten.

Und die literarische, die intellektuelle Welt, die sich zu Recht über die Treffen der HIAG empört, reagiert erstaunlich zurückhaltend. Sicher, es gab Proteste. Es gab Einzelkämpfer wie Lothar Baier, der einen besonderen Sinn für das Parfüm der Neuen Rechten besitzt. Es gab einen Artikel von Wolfram Schütte; die Zeitschrift »SPUREN« druckte energische, harte Äußerungen. Und Stephan Reinhardt stellte in dem »Literatur«-Heft von »KONKRET« fest, daß »Bergfleths 'eigenständiger deutscher Geist' schon einmal dafür gesorgt hat, daß 'jüdischer Geist' in Auschwitz und Treblinka mit Zyklon B vergast wurde.«

Wollen wir das Schweigen vieler anderer Intellektuellen mit jener Sprachlosigkeit entschuldigen, die eine Reaktion auf Bergfleths Sätze sein kann. Der ehemalige Familienminister und noch amtierende Generalsekretär der CDU, Heiner Geißler, hat einmal behauptet, der Pazifismus der dreißiger Jahre habe Auschwitz erst möglich gemacht. Jeder, der wußte, worauf Geißler anspielte, und auch fast alle Intellektuellen, die es nicht wußten, reagierten mit Wut. Und sie hatten recht: Geißler erlaubte sich eine üble Geschichtsklitterung, löste Fakten aus dem sozialen Umfeld und brachte brave junge Engländer und Franzosen, die es gut meinten, in einen Zusammenhang mit den mordenden SS. Diese Verkürzung war moralisch und historisch nicht möglich.

Und so war unsere Entrüstung ganz in Ordnung. Nur wäre alles vielleicht anders verlaufen, wenn Geißler Autor bei »Matthes & Seitz« wäre, wenn er mehr über den Drang des Menschen weg aus der Welt der Vernunft hin zum ekstatischen Tode wüßte, wenn er sich poststrukturalistisch gerieren könnte. (Vielleicht hält Geißler eine Sache wie den Poststrukturalismus ohnehin für etwas, was in das Ressort des Ministers Schwarz-Schilling gehört — dies würden ihm die Schneider der intellektuellen Moden nie verzeihen.)

Im Ernst, wenn wir völlig unpolemisch Geißler mit Bergfleth vergleichen, so erkennen wir den Unterschied zwischen Geschichtsklitterung und bösartigem, hochgefährlichen Unsinn, zwischen einer Grippe und der Cholera.

#### II.

Schauen wir uns Bergfleths Äußerungen an: Schon die Formulierung »das Verhältnis von Deutschen und Juden« ist falsch. Den Gegensatz, den Bergfleth hier einführt, gibt es in dieser Form weder historisch noch aktuell (selbst wenn die letztere Möglichkeit nicht ausgeschlossen zu sein scheint und manche Formulierungen gutmeinender Leute sich von Bergfleth nicht unterscheiden). Es gab, ehe die Nazis zur Macht kamen, deutsche Staatsbürger, die mosaischen Glaubens waren, wie andere Staatsbürger der evangelischen oder katholischen Konfession im Rahmen des christlichen Glaubens angehörten. Im Zusammenhang mit einer größeren Arbeit befaßte ich

mich in den letzten Monaten mit der Geschichte einer jüdischen Familie aus Breslau im vergangenen und gegenwärtigen Jahrhundert. Die Entwicklung dieser Menschen, deren Ahnen aus dem damals preußischen Osten eingewandert sind, deckt sich in mehr als einer Beziehung mit der Entwicklung einer christlichen Bürgerfamilie. Die Säkularisierung verlief im gleichen Rhythmus (die Tante in der Provinz glaubt noch ganz stark, die Mutter glaubt stark und der Sohn lächelt ironisch beim Gebet im elterlichen Haus). Und wenn die Kinder im Glanz des Sommenglücks durch die Berge wanderten, so empfanden sie die Schönheit der Wälder und Wiesen so tief — wie alle Kinder der höheren Stände, die alle dazugehörigen deutschen Gedichte und Lieder kannten.

Natürlich blieben sie Juden, wenn man den Ausdruck Staatsbürger mosaischen Glaubens kurzfassen will. Und niemand kann leugnen, daß aus der jüdischen Tradition wichtige Gedanken eingingen in das Leben des deutschen Geistes. Aber die Juden blieben auch in anderer Hinsicht Juden. Es war eine schlimme Geschichte. Die Emanzipation dieser Menschen, ihr Versuch einer Assimilation war ein Ergebnis der Französischen Revolution, der Umgestaltung unserer Vorstellungswelt, die freilich ihrerseits schon im Absolutismus der Fürsten vorweggenommen war. Verzetteln wir uns nicht in geschichtlichen Fakten, denn jene, die hämisch die Juden Juden nannten, kümmerten sich überhaupt nicht um Zusammenhänge, sondern verließen sich auf das Gefühl. Auf eines, das nicht die Vernunft ergänzt, sondern verleugnet und denunziert.

So kam es denn, daß die Ablehnung von Juden, deren Verächtlichmachung und der Haß auf sie nicht mit anderen Spannungen zwischen verschiedenen Volksgruppen vergleichbar ist. Es gab Juden, die auf diese Gefühle, auf diese Assimilationsverweigerung vehement reagierten. Sie hatten vielleicht etwas früher als ihnen nahestehende Nicht-Juden erkannt, daß die rigide Assimilationsverweigerung mit einer tiefen Störung zusammenhängt, mit einem Ausbruch von gefährlichen Kräften, die letztlich kulturbedrohend, nein letztlich mörderisch waren. Heine gehörte zu diesen Juden. Die Mehrheit der Juden verließen sich auf das Bessere im Menschen, auf die langsame Einlösung des Assimilationsversprechens. Sie taten dies bis in die Zeit des Dritten Reichs hinein.

Erst mit der Endlösung, wie die Nazis ihre Vernichtung von Menschen nannten, vollzog sich der Schnitt: Aus der Assimilationsverweigerung war die Ermordung durch Eisenstangen, durch Genickschuß, durch Gas geworden. Wie viele der gerade noch geretteten Juden sich keineswegs ein zweites Mal in ein »universal ausgerichtete(s) Weltbürgertum« retten konnten, sondern in der Klage verharren um die Heimat, die sie liebten »aus Herzensgrund«, das will Gerd Bergfleth nicht wissen. Ich nehme es dem HIAG-Mann im »Roten Ochsen« ab, daß er keine Ahnung vom Verhältnis zwischen jüdischen Deutschen und der romantischen Sehnsucht und der Verbundenheit mit der Natur hat. Ich nehme ihm sogar ab, daß er glaubt, es gäbe so etwas wie eine »heidnisch-germanische Vergangenheit«.

Gerd Bergfleth nehme ich das nicht ab. Wenn schon den HIAG-Mann das schlechte Gewissen hin und wieder packt, weil er weiß, daß Verbrechen geschahen, so muß Bergfleth auch die Gründe und die historische Einzigartigkeit im negativen Sinn dieses Verbrechens wissen. Er weiß, was er tut;

dessen bin ich mir sicher. Er ist nicht so dumm, daß er an »die nicht auszurottende Erinnerung an eine heidnisch-germanische Vergangenheit« glaubt. Denn er kann sein Wissen auffrischen lassen durch die einschlägigen wissenschaftlichen Publikationen, kann erfahren, auf welche Weise der Glaube der Germanen erschlossen wurde, wie wenig das alles mit einem inneren Bewußtsein zu tun hat. Er muß auch wissen, wie sogenannte »deutsche Eigenart« entstand, wie sie sich an anderen nationalen Modellen, dem der Engländer und dem der Franzosen, orientierte.

Und da er ja auch nicht so dumm ist, wird er vorsichtig. Das zweite Zitat beweist dies genau. Er nennt keine Namen, er spricht von der »zurückgekehrte(n) deutsch-jüdische(n) Intelligenz, die eine letzte Chance erhielt, Deutschland nach ihren weltbürgerlichen Maßstäben umzumodeln«. Gesagt ist damit nichts Direktes, aber angedeutet: die Vertreter der Weisen von Zion wollen das gesunde, schöne Deutschland richtig kaputt machen, ummodelln eben und deswegen kamen Theodor W. Adorno und Max Horkheimer zurück in die Bundesrepublik, um die deutsche Jugend wieder einmal zu vergiften. Nein, lieber Leser, das ist nicht gesagt, aber so gründlich angedeutet, daß du den Satz, wenn du seinen Wortlaut vergessen hast, genau in diesem Sinn in deinem Gedächtnis behältst.

### III.

Ist das der Sinn der Sache? Ich glaube, daß Bergfleth sich nicht einmal dieser Demagogie bewußt wird. Ich glaube, ihm ging es darum, aufzuzeigen, wie viel man sagen kann. Und endlich mal eine Trennung herbeizuführen zwischen diesen, für die Auschwitz und Judentum zwei oder mehr Jahrzehnte nichts weiter war als ein Tabu, und jenen, denen Auschwitz das Herz zerschnitt, denen es blieb und bleiben wird. Also zwischen diesen, die mit Heiterkeit auf die Modebühne der Meinungen zurückkehren, und jenen, die ihr Leben als ein gezeichnetes erfuhren. Jene, die persönlich betroffen sind, werden der poststrukturalistischen Wende Bergfleths nie folgen können. Diese aber, die sich um das Tabu nicht mehr kümmern müssen, können dem Reiz seiner Ausführungen und Aufforderungen leichten Herzens folgen.

Es ist nicht so, daß Bergfleth sich den Nazis anschließt; dazu ist er zu vorsichtig. Er distanziert sich geschickt von Chauvinismus und rassistischer Beschränkung; nur sieht er im Weltbürgertum auch eine rassistische Beschränkung. Hitler war sicher nicht gut. Aber als seine Herrschaft beendet war, kam eine andere »Totalisierung«: durch die »linke Reeducation« wurde der arme Deutsche zum »Gastarbeiter im eigenen Land«, ja zu weniger, weil man dem Türken wenigstens ein bißchen seiner Kultur läßt, während der Deutsche vom »Gnadenbrot« der »linken Herrenzyniker der Aufklärungsmafia« leben muß.

Wir wissen es. In der Oper gibt es keinen Beethoven, keinen Brahms im Konzertsaal; wer von uns Jüngeren weiß schon, wie man Wagner in Bayreuth feierte. Wo gibt es eine Schiller-Aufführung oder gar eine Goethe-Ausgabe? In den zahlreichen Bibliotheken der Klassiker liest man bekanntlich Ernest Hemmingway und Ephraim Kishon, aber niemals Brentano

oder Achim von Arnim. Unsere Bundeskanzler hießen seit 1949 unaufhörlich Egon Bahr. Grass wurde nur bekannt, weil er Geschichten schrieb, die am Mississippi spielen; Heinrich Böll schilderte die Leiden der orthodoxen Juden von Jerusalem, die mit ihrer Regierung nicht zureckkamen.

Bergfleth weiß es besser. Ihm geht es nicht um Fakten, die in sich unhaltbar sind. Ihm geht es um genau das, was die Juden fürchteten, nämlich um den Kampf gegen die Aufklärung und die sich in ihr und durch sie entwickelnden Vernunft. Er hätte vielleicht sogar ein gutes Buch geschrieben, wenn er sich an den Titel gehalten hätte, also an das Thema »palavernde Aufklärung«. Das Gutgemeinte ist ermüdend. Die heitere Siegesgewissheit, mit der Sonntagsredner, prominente Lehrmeister der Nation, Grundsatz-Programmierer der verschiedensten Parteien ihre Phrasen von sich geben, ist manchmal schwer erträglich. Was die Partei-Formulierer betrifft, so gibt es in diesem Zusammenhang keinen eisernen Vorhang, der Europa-West von Europa-Ost trennt.

Und es gibt auch genügend Schriftsteller und Schriftstellerverbände, denen das Wahre, Gute und Schöne unaufhörlich in den Schoß und in die Resolutionen fällt. Nur wäre diese Klage so alt wie die Aufklärung selbst. Der Spott über die Schulmeister, die des Königs oder Kaisers vernünftige Erkenntnisse in einer sehr schlimmen Form durch die Lande trugen und das Volk verstörten und nicht erzogen, ist so alt wie die Kritik der Philosophen an der platten Rezeption des vernünftigen Denkens. Kant war here. Und auch heute jaucht niemand auf, wenn er erfährt, daß die »Verankerung der Grundwerte 'Freiheit, Gerechtigkeit und Solidarität' ... im Weltbild der Sozialdemokraten«, vornehmlich der Baden-Württembergs, vorhanden ist (zitiert nach dem offiziellen Hausmagazin der Partei).

Aber Bergfleth geht es gerade nicht um die Erkenntnis, daß Aufklärung platt vermittelt werden kann, um eine Erkenntnis, die inzwischen selbst zur Platitude wurde. Ihm geht es um die Sache selbst. Rolf Grimminger hat im letzten Heft der Zeitschrift MERKUR einen Aufsatz über den Matthes & Seitz Verlag geschrieben, in dem er Interview-Fragmente mit Axel Matthes einbaut; er macht sich einmal über Bergfleth lustig und zitiert auch die schlimmsten Stellen. Axel Matthes antwortet: »Bergfleth ist kein Philosemit, und wir haben in der Bundesrepublik einen Philosemitismus, der ebenso unfrei wie verlogen ist.« (Eine Behauptung, die zu beweisen ein wenig schwer fällt. Der Juden-Bonus war in diesem Land nie auch nur vergleichbar so groß wie der Bonus für die DDR-Verfolgten. Will Matthes die Zeit des wahren und freien Antisemitismus beschwören?) Doch Matthes hat noch eine Antwort parat: »Sehen Sie aber, daß sich dieser inkriminierte Text von Bergfleth im Grunde nur gegen Habermas und Sloterdijk richtet?«

#### IV.

Lassen wir Sloterdijk beiseite — im Gegensatz zu etlichen Germanensprößlingen bin ich ein Feind des Zwei-Fronten-Kriegs. Ich will Axel Matthes abnehmen, daß Bergfleth den Habermas nicht mag. Und ich vermute, daß er auch die Schwierigkeit erkannte, sich mit Jürgen Habermas auf dessen emi-

nent hohem Niveau des diskursiven Dialogs auseinanderzusetzen. Dennoch scheint mir Matthes seinem Hausautor unrecht zu tun. Bergfleths Antisemitismus ist Zeichen für eine Gesinnung und nicht nur eine Aversion gegen Rücksichtnahmen. Er mag sich auf Habermas, Adorno, Horkheimer und andere beziehen. Aber er meint die Vernunft. Sie tut ihm weh; sie will er bekämpfen.

Und da er um sich schlägt, will er auch noch alle Vernunftkritik bekämpfen, die nicht so absolut, so total wie die seine ist. Sei es die »Dialektik der Aufklärung«, sei es die Psychoanalyse, sei es der »Kult des einfachen Lebens«, alle diese Aussagen sind für ihn nur Agenturen der schlechthin mörderischen, gefährlichen, die Tiefen des Seins verschüttenden Vernunft.

Was hat die Vernunft ihm getan? Er verwendet zwei Begriffe für das, was er Kultformen nennt, nämlich »Vernunfttherrschaft« und »Herrschaftsvernunft«. Die Vernunfttherrschaft ist sogar noch ein bißchen nett; sie hat etwas mit dem rationalen Denken zu tun. Natürlich hat die Vernunft auch mit Herrschaft zu tun. Die Algebra wird dem Menschen vorgegeben, die allgemeine Schulpflicht ihm aufgedrückt; irgendwelche Staatsbeamten oder Staatsangestellten sorgen dafür, daß er Vorstellungen verinnerlicht, die von Vor-Denkern vorgegeben werden. Die Trennung von Subjekt und Objekt (Grimminger verweist auf Schellings Kritik an dieser »vernünftigen« Unterscheidung) wird uns in vereinfachter Form in der Volks-, beziehungsweise Hauptschule eingebleut.

Das ist unangenehm. Aber bedeutend schlimmer ist die »Herrschaftsvernunft«. Herrschaft hat bei Bergfleth nichts mit einer Klassengesellschaft, nichts mit einer Diktatur, sogar nichts mit der Bürgerlichkeit zu tun. Er setzt Herrschaft gleich mit der Technokratie. Und hier wütet er los. Er bedient sich dabei ruhig der Argumente des Nicht-Ariers Adorno, spannt aber seinen eigenen Bogen, bis es die Sehne kaum noch aushält. »Die Technokratie ist, metaphysisch ausgedrückt, das Prinzip des Urbösen, denn was sie schafft, ist nur das Universum der Nichtigkeit, eine Allheit wunderschöner gleichgültiger Dinge, die sie in wunderschönen periodischen Amokläufen wieder zerstört.« Und deswegen müssen die »technologischen Folterknechte« in irgendeine Hölle kommen. Oder sollten es zumindest. Denn ganz glaubt Bergfleth dem alten Dante nicht.

Wer sich kritisch mit den Entwicklungen der un-mensch-lichen technischen Möglichkeiten auseinandersetzt, hat zuerst einmal an die Produktion von Vernichtungswaffen gedacht — hier stößt man freilich auf ein Problem, das nicht keimfrei politiklos à la Bergfleth betrachtet werden kann. Und außerdem betrachten wenige Menschen die Super-Waffen als wunderschöne, gleichgültige Dinge. Es gibt ein Denken und ein Experimentieren, das gefährlich erscheint. Aber das schreckt Bergfleth im Grunde gar nicht. Seine technologischen Folterknechte scheinen Angestellte von IKEA zu sein, die den Menschen ihre Plastik-Kultur nehmen und sie auf die Kultur der englischen Möbel vorbereiten. Dazwischen eben IKEA, das man im Amoklauf wieder auseinanderhaut. Da gab es doch Kulturkritiker in den fünfziger Jahren — ja, das waren die armen Pseudo-Philosemiten, die ihren tief empfundenen Wotan und ihren angelesenen Rosenberg vergessen mußten zugunsten gewisser jüdisch-christlicher Treffen. Die Armen habe ich glatt vergessen. Sie waren nämlich keineswegs links.

Bergfleth pflegt seine Feindschaft gegen die Technokratie; denn mit diesem Schlagwort macht man sich heute allgemein beliebt. Man läßt den Kopf hängen, murmelt etwas gegen das Fernsehen, besonders wenn die Lampen der Aufnahme-Teams schon leuchten und die Sendung läuft. Aber Bergfleth ist keineswegs ein Mann, der vor Jahren das verehrte, was er heute verdammt. Er ist nicht an einem Tag so fortschrittsgläubig, daß er in Ernst Blochs Reflexionen über die Tiefen des Daseins nur konservatives Gedankengut sieht, und am nächsten Tag so modisch, daß ihm angesichts der Zerstörung der Umwelt Ernst Blochs Hoffnung nichts mehr geben kann. Solche windelweichen Wendungen des Zeitgeistes überläßt er den Protagonisten des P.E.N.-Clubs.

Im Grunde geht es Bergfleth gar nicht um die Herrschaft. Sonst hätte er sich mit der sehr wichtigen Problematik des Verhältnisses zwischen befreien- den Techniken und gefährdenden Techniken ein wenig ausführlicher befaßt. Es geht ihm um die Vernunft schlechthin. Sie ist für ihn kleinbürgerlich, spießig; ihre Vertreter faseln unangenehm dahin; ihr Geist gleicht einer »Schindmähre«. Und das, wofür sie sind, läßt er einen ihm unsympathischen Jean Améry zusammenfassen: »Humanität, Recht, Freiheit, Fortschritt«. Das sind für ihn Vernunftworte, bloßer Aufklärer. Und mit Améry versinken Leute wie Oskar Negt im absoluten Vergessen des neuen Geistes.

Was wollen sie auch? Sie stehen in einem unangenehmen Zusammenhang. Also die Aufklärer, heißen sie nun Kant, Hegel oder Karl Marx, gehören zusammen. Die große Philosophie des freien Geistes wird in einer nicht unbekannten Weise mit der großen Philosophie des Sozialismus zusammengeworfen. Sie alle denken aufklärerisch, vernünftig, wollen angeblich aus unterdrückten Menschen freie Bürger machen. Wenn wir Bergfleth folgen, können wir sie vergessen. Ihre Versuche, die Menschen weiterzubringen, produzieren lediglich Kleinbürgerliches. Und das ist Bergfleth zutiefst verhaßt.

Es mag sehr modisch sein, die Grundlagen der Französischen Revolution über den Haufen zu werfen. Es mag sehr modisch sein, andere Werte zu fordern. Aber wo sind sie zu finden? Bergfleth spricht von der Natur, von den Leidenschaften, von der Anarchie, von dem »Elan mortel«, der Sehnsucht nach dem Tod. Er will Enthusiasmus, brennende, verbrennende Gemüter. Alles Schöne also, was die Natur zu geben scheint. Daß alle diese Ideale des Verglühens nicht das Geringste mit einer natürlichen Erfahrung zu tun haben, schert Bergfleth wenig. Er will nicht den real existiert habenden Faschismus à la Hitler, aber Gabriele d'Annuncio darf schon sein Licht über uns erstrahlen lassen.

Nur macht Bergfleth dabei einen Fehler. Er zitiert Blaise Pascal, ohne durch seine Lektüre erfahren zu haben, daß Leidenschaften und Enthusiasmen nicht frei im Raum schweben. Ob ich enthusiastisch bin für diesen oder jenen Menschen, für diese oder jene Idee, macht den Unterschied aus. Mit anderen Worten, ob sich einer im Überschwang des Irrationalismus für Adolf Hitler begeistert oder für die Greta Garbo oder für Boris Becker, bestimmt sehr wesentlich die Beurteilung seiner Leidenschaft.

All diese Leidenschaften sind übrigens abgeleitet. Bergfleth spricht — soweit ganz Sloterdijk — traurig davon, daß sich Vernunft und Leiden-

schaft zu Beginn der Französischen Revolution hätten vereinigen können, aber dann sei alles bei dem »Fest der Vernunft« so langweilig geworden. Robespierre war ohnehin sehr unangenehm. Und dann kam die Vernunft- herrschaft mit Kapital, Arbeit und Moral.

Er hat etwas vergessen. Zwischen der Revolution und der Bourgeoisie gab es den Kaiser Napoleon. Und keine historische Gestalt, die mir bekannt ist, vermochte so elementar den Enthusiasmus, die Leidenschaft im Herzen der Menschen hervorzurufen. Obwohl er Kriege führte — was ja Bergfleths Begeisterung für den Tod nicht stören darf —, wurde er für einen deutschen Dichter namens Hölderlin zum Friedens-Fürsten. Denn hinter seinen gewiß gräßlichen Schlachtfeldern blühte die Herrschaft der Vernunft auf. Es gab den Code Napoléon, es gab Napoleons Fahnen. Und dafür verbrannten die Herzen. Selbst seine Gegner waren entzündet von dem Feuer, das er in Europa entfachte.

Muß die Vernunft — wie Bergfleth glaubt — wirklich sich selbst vernichten zugunsten der Leidenschaft? Oder ist die echte Leidenschaft nicht immer ein Geschwisterkind der Vernunft? Denn ehe es diese Vernunft nicht gab, hatte niemand so eine Sehnsucht nach Enthusiasmus und Ekstase.

Natürlich gibt es Grenzen. Der brave Grenadier des Heinrich Heine, der seinen Kaiser liebte, hätte niemals seiner Familie zugemutet, daß sie den neuen Bergfleth liest.

*Es ist zuweilen nothwendig, fünf gerade seyn zu lassen. Ich habe diese Lehre mein ganzes Leben hindurch, aus natürlicher Nachgiebigkeit, mehr als ich sollte, befolgt. Aber dazu habe ich mich doch nie verstehen können, wenn ich fünf gerade seyn ließ, auch noch feierlich zu betheuern, es gebe kein Gerade, oder fünf sey das Gesetz des Geraden.* Friedrich Jacobi

## Karl Heinz Scherfling irrtümer

fressen, ficken, gebären, pissen, scheißen, schwitzen, heulen, zähneklapfern, sterben.....

das ist doch die reine vernunft von anfang an bis aufs neuron gereizt, diese affenschande, daß der kerl, der an ihr dran hängt, sich den hintern abwischen muß.

jetzt, endlich!!!, kann sie den leib und diesen planeten unter sich lassen und aufsteigen, chromvanadiumglänzend, zu den galaxien des universums.

ich verlange artenschutz für mich und meinesgleichen.  
schützt die bewußten tiere!

in jahrmillionen haben wir uns diese vernunft erarbeitet.  
damit glänzen wir vor den tieren.

gegenüber den denkenden maschinen wird unsere tierheit zum desaster oder triumph. mal schauen.

sicher sind wir schon jetzt dem tierreich ein gut stück näher gekommen.  
der schakal — mein bruder.

aber noch von einer anderen seite wird der schlag gegen uns geführt:  
am kunstherzen klappern die ventile zwar.

noch.

aber das ist ein technisches problem weil lösbar.

a  
der mensch stellt  
sich nur probleme  
die er auch lösen  
kann

b  
dem menschen  
ist sein na  
türliches wesen  
zum problem  
geworden

c  
der mensch  
löst dieses  
problem  
jetzt

seinerzeit fand g. in der betrachtung der natur trost.  
die natur bedarf jetzt selbst des trostes.

was haben wir unter der entwicklung universeller fähigkeiten des menschen  
zu verstehen?

er wird auf eine existenz im universum zubereitet.

nur die denkende maschine kann zum saturn fliegen.

das kann sein: ein computerroboter.

das kann sein: das gentechnologisch wie medizintechnisch verbesserte  
tier mensch.

wenn ich der liebe gott wäre, würde ich mich der schwalben am abendhim-  
mel erfreuen. rosa wölkchen usw.

## höhengleichnis

die evolution hat einigen fischarten, die durch verschiebungen der erdkru-  
ste in unterseeischen höhlen eingeschlossen wurden, in einem zeitraum von  
einigen millionen jahren die augen zugedrückt.

die neuen kommunikationsmöglichkeiten öffnen uns die augen, nähren uns  
allerdings die schnauzen zu und hacken uns die hände ab.  
dabei schlafen uns zu guter letzt auch noch die beine ein.

ich erlebe mein leben anders als es ist.

bitte, tragt mich/ in einen dunklen schuppen, daß/ keiner sehe meine/ na-  
türliche schwäche/ aber meldet meinen kameraden in den ryan-werken von  
san diego/ daß ihre arbeit gut war./ unser motor hat ausgehalten/ ihre ar-  
beit war ohne fehler.

so läßt brecht den überflieger des atlantischen oceans sprechen. er, der uns  
die empörung gegens unrecht lehren wollte, lehrt uns in diesem text die hal-  
tung der selbstaufgabe, aber das, wie immer, mit genuß.

den überflieger erfaßt eine momentane »natürliche schwäche«, nachdem er  
auf dem europäischen kontinent gelandet ist. aber er läßt sich nicht, wie zu  
erwarten wäre, einen heißen kaffee reichen, noch bittet er um eine schlafge-  
legenheit.

angesichts der perfektion von flugmotoren versinkt er in eine tiefe depres-  
sion:

wer, wenn ich schriee, hörte mich denn aus der motoren  
ordnungen? und gesetzt selbst, es nähme einer  
mich plötzlich ans herz: ich verginge von seinem  
stärkeren dasein...

(bei rilke heißt es selbstredend engel statt motoren)  
der überflieger gibt jetzt das kommando, man möge ihn aus dem weg räu-  
men und in einen dunklen schuppen bringen, dort, wo gewöhnlich un-  
brauchbares gerät abgestellt wird. die modernen motoren lassen den über-  
flieger alt aussehen, und er ordnet sich artig ein unter den schrott.  
ah, diese »parierte rohheit« gegen sich selbst! hört denn keiner das kleine,  
glückliche schluchzen, das die unterwerfung so unwiderstehlich macht?

## letzte nachricht

das leben  
ist  
kurz  
lang  
kurz  
kurz  
lang  
lang  
lang  
lang  
kurz

Michael Otte

## Der direkte Weg des Denkens

### I

So wie die Musik, die am meisten »vergeistigte aller Geisteskünste repräsentiert und die Liebe zur Musik sicherer Bürger für Vergeistigung ist« (Bourdieu), so stellt die Zahlentheorie die vergeistigtste aller Wissenschaften dar, und als solche wird ihr ein hoher kultureller Wert und eine wichtige Bildungsfunktion zugeschrieben. Nun scheint es aber doch einen Unterschied zwischen der Zahlentheorie und der Musik zu geben, nämlich den in der Mathematik vorhandenen unbedingten Zwang zur Aktivität. Nicht daß es an sich unnötig wäre, für ein wirkliches Musikverständnis aktiv zu sein. »In der Musik vielmehr als in jedem anderen Zweige der Kunst, gelangen nur diejenigen zu wahren Verständnis, die sich tätig anstrengen«, schreibt Igor Strawinsky. Und doch gibt es in der Musik nicht diesen unbedingten Zwang, selbst aktiv zu sein, weil gewissermaßen die Musik einem passiven Gefühl viel zugänglicher ist, ihm viel näher steht als etwa ein so voraussetzungsvolles Gebiet wie die Zahlentheorie oder die theoretische Mathematik insgesamt. Aus einem voraussetzunglosen, passiven Subjektverständnis gesehen erscheint die Zahlentheorie abstrakter als die Musik. Geht man umgekehrt von der Tätigkeit als einem wesentlichen Merkmal des Subjekts aus, so ist die Musik eigentlich abstrakter, d.h. weniger fähig, die Dynamik der Entwicklung des menschlichen Subjekts zu beeinflussen und zu formen.

Die Zahl symbolisiert nicht nur Vergeistigung, sondern sie beherrscht auch all die elementaren Anwendungen der Mathematik und einen großen Teil der Technik. Manche könnten sagen, »wußten wir's doch: die Zahl als Ausdruck der rechenhaften Aktivität eines menschlichen Subjekts ohne eigene Individualität!« Und viele Vertreter der reinen Mathematik beeilen sich damit zu betonen, daß ihre Tätigkeit nichts mit Zählen oder Rechnen zu tun habe.

Das Zeitalter der klassischen deutschen Philosophie hatte davon ein deutlicheres Bewußtsein. Einerseits betrachtete man auch damals die Tätigkeit, durch welche das menschliche Subjekt konstituiert wird, als eine rein geistige Tätigkeit und unterschied von daher die Zahl von »der Herabwürdigung derselben zur Knechtschaft der Rechenkunst, wie sie noch jetzt in Lehrbüchern besteht«. Aber gleichzeitig wurde betont: »Die Zahl ist der einfachste Maßstab der Wahrheit und die einfachste Darstellung des Denkens. Nur inwiefern wir zählen, denken wir« (E. Tillich 1807). Das indivi-

uelle Subjekt erschien dem damaligen philosophischen Denken als das Ergebnis seiner eigenen Aktivität und vor allem als das im höchsten Maße vermittelte indirekte Ergebnis. Die Individualität als das Vermittelte, nicht unmittelbar Gegebene, und die Zahl als Inbegriff der vermittelnden Methode.

Heute gilt einer Vorstellung, der die »Wirklichkeit das Unmittelbare, das Unvermittelbare« ist, die Methode als Kern des Übels. (So E. Chargaff im Kursbuch 78 (1984)). Aber ist es nicht wiederum gerade umgekehrt so, daß die Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit zeigt, daß die menschliche Wirklichkeit vermittelte Wirklichkeit ist? Wirkt denn nicht gerade deshalb eine Abbildung »um so verfälschender je farbenechter« sie ist, d.h. je direkter und täuschender sie das Abgebildete wiederzugeben sucht?

Allerdings ist die »indirekte Methode«, nämlich »der Weg, um etwas herum«, nicht das Ziel. Methoden, Fertigkeiten, »Können« sind in jeder Tätigkeit nur insofern wesentlich, als sie die Reichhaltigkeit einer gegenständlichen Erfahrung sichern. In dem Maße, in dem sie zum bloßen Selbstgenüß führen, müssen sie an äußere Maschinen delegiert werden. Die Intuitionen und »inneren Maschinen« (Raeithel, DEBATTE 10/1985) sind nicht um ihrer selbst willen wichtig, sondern als Indikatoren der Beziehung des Subjekts auf eine gegenständliche Realität.

Halten wir also fest, daß »die Spaltung der Natur in Subjekt und Objekt bis auf den heutigen Tag andauert. Das Subjekt muß aktuell das werden, was es potentiell ist: ein vernünftiges, zielsetzendes, universales Wesen. ... In diesem Sinne kann man die ganze Geschichte der gesellschaftlichen Arbeitsteilung als Geschichte der Herauslösung der unschöpferischen Arten der Arbeit aus der menschlichen Tätigkeit, als deren Abspaltung von ihr betrachten, d.h. als Formierung der eigentlich menschlichen Selbstdynamik, als Werden des Menschen selbst« (Arssenjew). Halten wir aber auch fest, daß »das Reich der Freiheit«, d.h. die menschliche Tätigkeit, die »als Selbstzweck« gilt, nur auf »dem Reich der Notwendigkeit« als seiner Grundlage entstehen kann. Die Spaltung in »Subjekt und Objekt« ist nicht absolut und antagonistisch. Halten wir also drittens fest, daß der »direkte Weg des Denkens der Gegenstände« die »Selbstdynamik« begründet und ermöglicht. Der Mensch kann sich zu sich selbst nur verhalten, indem er sich zur gegenständlichen Welt verhält und umgekehrt.

### II.

Der Zwang zur Aktivität bei der Aneignung wissenschaftlicher Erkenntnisse wird oft so thematisiert, daß man auf die Notwendigkeit einer Erziehung des Subjekts hinweist, einer Erziehung, die ihm die nötigen Fertigkeiten und Kenntnisse zum Verständnis der Wissenschaft vermittelt. So schreibt etwa der Biologe und ehemalige Präsident der Weltföderation, der Wissenschaftler J.-M. Legay, in seinem Buch »Wer hat Angst vor der Wissenschaft?« folgendes: »Die Wissenschaft besitzt einen großen Fehler: Sie ist komplex aufgebaut! Es ist nicht möglich, eine Zeile zu verstehen, wenn man die vorhergehende nicht gelesen hat; es ist unmöglich, eine Differentialgleichung zu lösen, ja nicht einmal die Lösung zu lesen, wenn man nicht bestimmte Kenntnisse der Integralrechnung besitzt. Niemand kann eine

chirurgische Operation in Angriff nehmen, der nicht die Anatomie des entsprechenden Bereichs studiert hat. Aber andererseits ist es möglich, Baude laire zu lesen, ohne Ronsard gelesen zu haben, man kann sogar Marx lesen, ohne Platon studiert zu haben. Man kann die Werke von Picasso lieben, ohne die von Bruegel gesehen zu haben, und man kann Beethoven hören, ohne je Couperin gehört zu haben. Die Konsequenzen dieser Feststellung sind zahlreich. Die wichtigste besteht darin, daß ein normal entwickeltes Kind von zwölf bis vierzehn Jahren glauben kann, es stehe auf einer Stufe mit einem Schriftsteller oder einem Philosophen, weil es sie lesen kann, während es die jüngsten Werke der Mathematik oder der Molekularbiologie nicht zu lesen vermag. Die fast ausschließlich literarische Orientierung der Grundschulausbildung und die abstrakte Form des wenigen vermittelten wissenschaftlichen Wissens führen dazu, daß die Mehrzahl der Menschen in einem großen Teil der Welt wissenschaftlich ungebildet ist.

So wird also die Praxis der Wissenschaft von der Kindheit an als aufgezwungen angesehen. Die Hoffnung, die Zwänge zu vermeiden, und die Vermischung dieser Zwänge mit denen der Gesellschaft sind Faktoren, die zu einem Zurückweisen oder einer Mißachtung der wissenschaftlichen Methoden führen können.

Auf eine Frage wird es noch für lange Zeit zwei Antworten geben. Wenn ich ein altes Schloß betrete und einen Balken knarren höre, dann habe ich die Wahl zwischen zwei Lösungen: Entweder ich denke an ein Gespenst, dessen Existenz das Knarren vollständig und einfach erklären würde, oder ich bin zu einer (langen, vielleicht verdrücklichen und sicher komplexen) Analyse der Vorgänge bereit, die zu dem Ereignis geführt haben (S. 29/30).

In Wirklichkeit gibt es noch eine dritte Methode, das Knarren des Balkens zu erklären, die so etwas wie eine Kombination der mythischen und der technischen Methode darstellt. Diese dritte Methode besteht ganz allgemein gesprochen darin, das Problem selbst als Lösung bzw. als Mittel der Problemlösung zu benutzen. Ich instrumentalisiere dieses Phänomen des Knarrens selbst, indem ich versuche, es in eine theoretische Struktur zu integrieren, d.h. ein altes Schloß ist ein Gebäude, in dem die Balken knarren. Eine derartige Erklärung beläßt den Gegenstand als »Gegen«stand, d.h. als real und außerhalb des Kopfes, und erlaubt gleichzeitig dem Subjekt dennoch eine inhaltlich-gegenständliche Orientierung.

Alle fundamentalen Ideen und grundlegenden Begriffe haben diesen doppelten Charakter, daß sie nämlich einerseits dasjenige sind, was man unmittelbar spontan als Wirklichkeit akzeptiert und versteht. Sie sind das, von dem Tätigkeit unmittelbar ausgehen kann. Andererseits sind die fundamentalen Begriffe aber auch dasjenige, welches als Zentrum und Kern der theoretischen Aufgabe erscheint, und einen solchen Begriff erklären, heißt, eine Theorie zu entwickeln. Wenn man Wahrscheinlichkeitstheorie treiben will, dann muß man irgendwo Wahrscheinlichkeit als intuitives Phänomen unterstellen, gleichsam als Metapher der zu erarbeitenden Theorie.

Soll wirklich neues Wissen erworben werden, so muß die angemessene Perspektive wenigstens teilweise durch den neuen Inhalt selbst geliefert werden. Soll Neues in das Denken eingeführt werden, dann muß dieses

Neue bis zu einem gewissen Grad selbst die Perspektive und den Maßstab seiner eigenen kognitiven und theoretischen Entwicklung abgeben. Der theoretische Begriff muß gewissermaßen selbst die Grundlage seiner eigenen Erklärung liefern. Wäre dies nicht möglich, dann wäre man unfähig, Neues zu erlernen und Unbekanntes sich anzueignen, weil als einziger Maßstab übrig bliebe zu sehen, inwiefern die neuen Ideen und die neuen Phänomene den alten ähnlich sind oder nicht. »Vom alten Standpunkt ist nichts Neues unter der Sonne, das Neue ist der Rand, das Hinzukommende. ... Vom Standpunkt des Neuen ist es die Sache selbst...« (Th. Neumann, DEBATTE 9/85, S. 9).

Es scheint hier ein Paradox verborgen. Die gerade skizzierte direkte, schöpferische Herangehensweise an die Wirklichkeit beabsichtigt, den Gegenstand selbst zum Sprechen zu bringen. Dabei wissen wir doch genau, daß die Wirklichkeit des Subjekts, die Gegenständlichkeit seines Bewußtseins, zutiefst vermittelt durch seine Aktivität ist. Anders gesagt: Sollen die vorstehenden Notwendigkeiten des Realitätsbezugs nicht zum bloßen Mystizismus, zur bloßen subjektiven Wesensschau führen, dann muß man die Tätigkeit als das Wesen des Verhältnisses von Subjekt und Gegenstand berücksichtigen, und umgekehrt ist die Tätigkeit nur insofern die Aktivität eines menschlichen Subjekts, als ein Gegenstand vorhanden ist. Dieser Gegenstand ist gleichzeitig Inhalt der kognitiven Tätigkeit des Subjekts und eben »Gegen«stand, d.h. Gegenpol des Subjekts, Widerständigkeit der objektiven Realität. Die Reproduktion dieses Widerspruchs erscheint im Denken/Wissen als »Form«, genauer als Formalisierung der »eigentlichen« außersubjektiven, objektiven Wirklichkeit.

Die Landkarte ist nicht die Landschaft; das Wissen ist keine Verdopplung der Wirklichkeit. Daher ist das Wissen zunächst als Form gegeben (vgl. DEBATTE 1/1985, S. 43). Alles was, philosophisch gesprochen, in einem »Maß« ausgedrückt werden kann, d.h. alles, und insbesondere jedes Wissen, kann im Prinzip formalisiert werden. (Übrigens hatte das Tillich, bezogen auf die Tätigkeit, gerade im Sinn; bezogen auf den Gegenstand muß, wie wir gesehen haben, in gewissem Sinne immer »die Sache selbst« als ihr Maß genommen werden.)

Im Begriff der Form oder der Formalisierung drückt sich so etwas wie ein Widerspruch zwischen Begrenzung oder Selbstbeschränkung (gerade deshalb empfindet die »Untätigkeit« die Formalisierung als abstrakt) auf der einen Seite und einer potentiellen Universalität des Formalen andererseits aus. Formale Strukturen sind offen gegenüber vielfältigen intendierten Anwendungen. Deshalb wird die Mathematik oft als »Wissenschaft des Möglichen« oder als Wissenschaft der »Bedingungen der Möglichkeit der Dinge«, um einen Ausdruck Bolzanos zu verwenden, bezeichnet.

Dieser Widerspruch weist auf den Aspekt der Entwicklung oder Historizität als den bestimmenden hin und auf das menschliche Subjekt als den Bezugspunkt dieser Entwicklung. In diesem Sinne kann man die oben wiedergegebene Charakterisierung des Prozesses der gesellschaftlichen Arbeitsteilung verstehen. Dieses Zusammenhangs ist man sich zur Zeit der Industriellen Revolution erstmals umfassend bewußt geworden in einer Art, die einerseits das Moment der Geschichtlichkeit und zum anderen das Moment der Bildung als bestimmende Aspekte des Wissenschaftsprozesses hervor-

gehoben hatte. Lavoisier hat in seiner Verteidigung der Académie des Sciences gegenüber den Jakobinern, die die Akademie auflösen oder jedenfalls eng an die Industrieproduktion binden wollten, auf zwei Aspekte wesentlich hingewiesen. Zum einen auf die Vielfältigkeit der praktischen Erfahrungen, die eine Theoretisierung des gesellschaftlichen Wissens erzwingt, weil das Wissen unmöglich mehr als System von Regeln zur unmittelbaren Anwendung formuliert und aufgefaßt werden kann. In diesem Sinne spielt die gegenständliche Gebundenheit der menschlichen Erfahrung und des menschlichen Denkens eine revolutionäre Rolle für die Entwicklung des Wissens, ergibt eine dynamische Triebkraft. Zum anderen weist Lavoisier auf die Borniertheit des Privatinteresses bei den Praktikern hin. »Der Gewerbetreibende, der, ob er nun selbst Forschung treibt oder sich die Forschungen anderer zunutze macht, denkt stets an seinen wirtschaftlichen Vorteil. Er veröffentlicht nur, was er nicht geheimhalten kann, er verrät nur, was er nicht verbergen kann.«

Aus der Perspektive des Subjekts erscheint die Vielfältigkeit der Wirklichkeit auf zweierlei Weise. Zum einen als Vielfältigkeit der Aspekte, die von jedem Teil der Realität abstrahiert werden können. Jeder Gegenstand kann unter einer Vielfältigkeit von Gesichtspunkten definiert werden. Zum anderen erscheint die Vielfalt als Vielfalt der subjektiven Intentionen und intendierten Anwendungen des Wissens.

In jedem Fall wird dadurch eine relative *Verselbständigung* des Wissens, wie sie in dessen theoretischem Charakter zum Ausdruck kommt, erzwungen. Das Wissen kann nicht mehr vollständig und unmittelbar dem Rhythmus der Tätigkeit untergeordnet werden, und ebensowenig kann es vollständig auf gegenständliche Bedeutungen reduziert werden, d.h. als unmittelbare Widerspiegelung des Erkenntnisobjekts aufgefaßt werden. Die Theoretisierung des Wissens ist also gekennzeichnet durch eine doppelte Distanzierung — vom Subjekt wie vom Gegenstand, und sie erzwingt daher die Überwindung eines naiven Subjektverständnisses und eines naiven Gegenstandsverständnisses, nicht aber des Subjekt- und Gegenstandsverständnisses überhaupt.

Auch dies ist schon eine klassische Einsicht: Der Mensch als ein potentiell universales und aktuell immer begrenztes Wesen und die Geschichte als ein Prozeß der Auflösung des Widerspruchs zwischen der potentiellen Universalität und der aktuellen Begrenztheit in jedem gegebenen Augenblick. Heute wird das zuweilen so empfunden, daß man die Möglichkeiten des gesellschaftlichen Subjekts wachsen sieht, das Individuum aber standardisierte und monotoner erscheint. »Bildung« und »Technik«, beides Anwendungen des Wissens, scheinen »zwei Kulturen« anzugehören (vgl. K. Steinbuch: Falsch programmiert, Stuttgart 1968).

### III.

Sieht man sich im größeren Zusammenhang die Stellungnahmen zum Computer und zur Computerproblematik an, so stellt man fest, daß die kritischen Stimmen dazu tendieren, Wissenschaft, Theorie, Technik usf. mit dem Computer zusammen in ein und dieselbe kritische Ecke zu stellen, in

dem Computer, wie von Hentig sich ausdrückt, »eine extreme Realisierung unserer Kultur« insgesamt zu sehen. Computeranhänger oder »Enthusiasten« neigen hingegen dazu, dem Computer Aspekte und Möglichkeiten zuzugestehen, die auch gegenüber der Theorie und der traditionellen Wissenschaft ganz neue Dimensionen eröffnen.

Die Gruppe der Kritiker sieht keinen wesentlichen Unterschied in den negativen Auswirkungen, die sie der, wie sie meint, von der Methode beherrschten traditionellen Wissenschaft zuschreibt, und denen des Computers. Sie sieht den wesentlichen Unterschied eher entlang einer Trennlinie Kunst/Wissenschaft. Dies beginnt bereits in der Philosophie des späten 19. Jahrhunderts. Man vergleiche etwa die Bemerkungen Schopenhauers zum wesentlichen Unterschied von Kunst und Wissenschaft. In der heutigen Diskussion ist das Buch »Das Ende des naturwissenschaftlichen Zeitalters« (Zsolnay Verlag 1980) des Wiener Physikers H. Pietschmann sicherlich repräsentativ. »Es ist das Absehen vom Individuum mit seinen ganz persönlichen Bedürfnissen, Empfindungen und Wünschen, das die Naturwissenschaft überhaupt erst ermöglicht. Das heißt aber nicht, daß die Naturwissenschaft nicht auf die Bedürfnisse und Wünsche der Menschen eingeht. Im Gegenteil! Gerade die Bedürfnisse der Menschen sind es, die zu befriedigen die Naturwissenschaft auszieht, aber nicht die Bedürfnisse einzelner Individuen, sondern die allgemeinen Bedürfnisse der Menschen sozusagen. Diese müssen erst 'intersubjektiv' formuliert werden, um überhaupt in den Bereich dessen zu fallen, was die Naturwissenschaft betrachten kann« (S. 11). Bei dieser Trennung erscheint der Mensch gespalten in ein absolut einmaliges Individuum mit spezifischen privaten, persönlichen Bedürfnissen, Empfindungen und Intuitionen und in einen unmittelbar allgemeinen menschlichen Bereich, zu dem beispielsweise die Körperlichkeit und im geistigen Bereich die formale Logik gehört. Diese Spaltung hat aber doch etwas wesentlich Gemeinsames, indem ihr nämlich auf beiden Seiten gleichartige Vorstellungen zum Verhältnis von individuellem und sozialem Subjekt eigen sind.

Die Gesellschaftlichkeit des Menschen trägt nichts zu seiner Individualität bei. Die Intuition ist allen Menschen gemeinsam, insofern die Intuition eine dem »natürlichen Menschen« unmittelbar eigene Eigenschaft ist, und nur dem »natürlichen individuellen« Menschen eigen ist, denn aus der sozialen Perspektive erscheint die Intuition als etwas Besonderes, Privates. Der Mensch ist als einzelner gott- oder naturegegeben, fertig in allen seinen Teilen und selbstbestimmt, und die Gesellschaft ist nichts als die Zusammenfassung oder Kollektion einzelner, absoluter Individuen. Das Verhältnis von Einzelnen, Individuellem und Allgemeinem wird nur in der extensionalen Sichtweise der »Mengentheorie« in einen Zusammenhang gebracht.

Pietschmann behandelt dies Verhältnis von Einzelnen, Besonderem und Allgemeinem zunächst am Beispiel der wahrscheinlichkeitstheoretischen Gesetze in der Naturwissenschaft. Das Einzelne bedarf hier keiner weiteren Erklärung; es ist Zufall. »Zufall nennen wir also jene Ereignisse, deren Auftreten keiner weiteren Erklärung innerhalb des naturwissenschaftlichen Weltbildes bedarf«. Die Gesetze des Mikrokosmos sind Wahrscheinlichkeitsgesetze und das Eintreten des Einzelereignisses bedarf auch hier

keiner weiteren Erklärung, meint Pietschmann. Er behandelt den radioaktiven Zerfall und die »Gleichgültigkeit« der Aussagen gegenüber dem individuellen Teilchen oder dem individuellen Atomkern. Man kann nicht aussagen, »von welchem individuellen Atomkern die radioaktiven Strahlen beim Zerfallen stammen, es gibt ja keine genaue Bahn der Strahlteilchen! Daher ist es innerhalb des physikalischen Weltbildes sinnlos, von einer Individualität der Teilchen zu sprechen. Nur die Anzahl kann gemessen werden, darüber hinaus sind die Teilchen ununterscheidbar und haben keinerlei individuelle Eigenschaften, die sie von anderen der gleichen Art unterscheiden könnten. Die Teilchen haben keine Namen, so könnte man es kurz sagen; aber haben wir damit nicht eine erschreckende Parallele zum Ausgangspunkt der Naturwissenschaft? Mußten wir nicht vom individuell persönlichen Bereich der Menschen absehen? Ja, ihre ganz persönlichen Bedürfnisse, ihre Gefühle, Ängste und Wünsche geradezu tabuisieren? Und nun, nachdem wir nach langer Reise auf der Straße der Naturwissenschaft zu den Teilchen als der 'eigentlichen Wirklichkeit' vorgestoßen sind, stellen wir fest, daß es wirklich sinnlos ist, von einer Individualität zu sprechen« (S. 108).

Diese Darstellung von Pietschmann unterstellt, daß Individualität nicht ein Verhältnis von Besonderem und Allgemeinem ist, nicht sich aus der Vermittlung von beidem ergibt, sondern sie unterstellt eine abstrakte, absolute, besondere Individualität. Dieses verkürzte Verständnis läßt Pietschmann auch übersehen, daß die Wahrscheinlichkeitstheorie oder der »Zufall« gerade nicht in einem Absehen vom Einzelnen besteht, sondern daß die Entwicklung des mathematischen Wahrscheinlichkeitsbegriffs einen ersten historischen Versuch darstellt, die hierarchische Gegliedertheit der Wirklichkeit, die einem menschlichen Subjekt überhaupt erst allgemeine Erkenntnis der Welt erlaubt, zu formulieren. Was bedeutet der »Zufall«, daß in einem alten Schloß ein Balken knarrt, so kann man unsere Frage wiederholen.

Bekanntlich hat Laplace seinen philosophischen Versuch über die Wahrscheinlichkeit mit der Darstellung der Weltsicht eines Dämons, einer »unendlichen Intelligenz, welche für einen gegebenen Augenblick alle Kräfte, von denen die Natur belebt ist, sowie die gegenseitige Lage der Wesen, die sie zusammensetzen, kennt und überdies umfassend genug ist, um diese gegebenen Größen einer Analyse zu unterwerfen«, begonnen.

Nun würde allerdings tatsächlich der Standpunkt eines derartigen Dämons alle Dinge dieser Welt und den Sinn aller Gesetzmäßigkeiten, die sie beherrschen und konstituieren, überflüssig machen, und ein Subjekt, das in einer derartig atomisierten Welt besondere Interessen verfolgen möchte, wäre bewußtseinsmäßig außerhalb dieser Welt anzusiedeln. Denn es würde von seiner Aktivität nicht geformt werden können, weil es keine besonderen gegenständlichen Erfahrungen in einer Welt gleicher und gleich gültiger Fakten und Sachverhalte machen könnte.

In Wirklichkeit ist die mathematische Wahrscheinlichkeitstheorie auch ein Versuch, den absoluten Gegensatz von Besonderem und Allgemeinem zu relativieren. Ebenso wie »Habitus«, »Stil« Kategorien sind, den Gegensatz von Individuellem und Allgemeinem auf der Ebene des menschlichen Subjekts zu relativieren. Das gelingt nur unter Berücksichtigung der Ge-

genständlichkeit der menschlichen Tätigkeit. Wenn man beispielsweise eine Landschaft »im Stil von...« malt, dann ist die »Landschaft«, d.h. der Gegenstand, ein wesentliches Mittel. Der Stil und seine Bedeutsamkeit erscheinen gar nicht, wenn man sich auf das Produkt der Tätigkeit allein fixiert und etwa das Bild für die Landschaft annimmt. Der Stil ist offenbar ein Element, das durch die Gegenständlichkeit entwickelt, zwischen individuellem und sozialem Subjekt vermittelt. Auf diese Weise hängen das Verständnis des gegenständlichen und des sozialen Charakters des Malens, Denkens, der Tätigkeit schlechthin voneinander ab.

Für Pietschmann ist die Wissenschaft dogmatisch, weil sie »den Widerspruch austreibt«. Er schreibt (S. 86): »Je weiter wir uns mit dieser Konstruktion (gemeint ist die wissenschaftliche Rekonstruktion der Wirklichkeit in der Theorie) ... vom unmittelbar persönlichen Bereich des Menschen entfernen, um so größer wird das Bestreben, die Konstruktion, das Bild mit der Wirklichkeit selbst zu verwechseln. Wir bauen ein Vorurteil immer stärker aus: Wirklich ist das, was weniger Widersprüche enthält. Der Grund scheint mir auch darin zu liegen, daß mit diesem Eliminieren der Widersprüche, diesem Austreiben der Geister eben auch das Leben ausgetrieben wird. Das Bild ist geistlos, tot, es funktioniert nur mehr, und wir erklären es — sozusagen als Rechtfertigung — zur eigentlichen Wirklichkeit und alles andere zur Privatsache.« Deutlich wird hier, wie die erkenntnistheoretische Verwechslung von Bild und Wirklichkeit, von Landkarte und Landschaft (vgl. Teil II) ihre Ursache hat in einem falschen statischen Verhältnis von individuellem und sozialem Subjekt, von einem falschen Verständnis vom Verhältnis von Privatem, Persönlichem und allgemeinem Öffentlichen und umgekehrt. Deutlich wird dabei auch, daß die Tätigkeit des Subjekts nicht auf Technik, auf technische Fertigkeit um ihrer selbst willen reduziert werden darf, sonst entsteht dieses abstrakte Verhältnis von Einzelnen und Allgemeinheit.

Das individuelle Subjekt ist nicht getrennt von der Tätigkeit vorstellbar als ein absoluter, isolierter Bezugspunkt. Sonst kommt es zu jener »Verwechslung von Bild und Wirklichkeit«. Für diese Tätigkeit selbst gilt, daß sie ihre Vermittlerrolle zwischen individuellem und gesellschaftlichem Subjekt einerseits nur spielen kann auf der Grundlage ihrer Inhaltlichkeit, ihrer Gegenständlichkeit, daß sie aber als Tätigkeit nicht der Welt der Gegenstände und der gegenständlichen Beziehungen absolut unterworfen sein kann (vgl. Arssenjevs Charakterisierung des historischen Prozesses der gesellschaftlichen Arbeitsteilung).

Man läuft weniger Gefahr, die Widerspruchslosigkeit wissenschaftlich-logischer Aussagensysteme mit der »Wirklichkeit« zu verwechseln, wenn man »Maschinen«, Computer zur Verfügung hat, in die man nicht nur diese Systeme, sondern auch gewisse Umgangsweisen damit implementieren kann (vgl. auch Weizenbaums Programm ELIZA und A. Raeithels »nachfragerisches Tagebuch«, DEBATTE 10/1985). Eine Voraussetzung des Denkens ist Bewußtheit. Insofern Bewußtheit wiederum wesentlich darin besteht, »zu wissen, was man weiß«, sich in der Fähigkeit des Denkens ausdrückt, in jedem Moment und auf jeder Stufe beim Ergebnis des Vorhergehenden anzuknüpfen und fortzufahren, erfüllen die Verfügbarkeit über das »aktive« mechanische Gedächtnis des Computers und der Sozialkon-

takt mit anderen Menschen durchaus analoge Funktionen. »Werkzeugsysteme« und sozialer Verkehr drücken beide die Entwicklung des Individuums als einen Prozeß der Entwicklung des Widerspruchs von aktueller Begrenztheit und potentieller Universalität aus. Die menschliche Tätigkeit ist der Ort dieses Prozesses. Wissen ist menschliches Wissen nur, wenn es im System der Tätigkeit präsent ist, und zwar entweder als Bewußtheit im obigen Sinne, d.h. als Meta-Wissen oder als Aufgabe und Problem, aber niemals als Eigenschaft oder Substanz. Die Landkarte ist nicht die Landschaft, das Bild nicht die Wirklichkeit. »Feuerbach«, schrieb Marx, »will sinnliche — von den Gedankenobjekten wirklich unterschiedene Objekte: aber er faßt die menschliche Tätigkeit selbst nicht als gegenständliche Tätigkeit«.

*Eins ist klar zu jeder Frist:  
Das Leben ist so, wie es ist.  
Denn auch, wenns würde anders sein,  
Stimmts mit sich selber überein,  
So daß man dann auch sagen müßt:  
Das Leben ist so, wie es ist.*

Friederike Kempner (aus dem Gedächtnis)

## HARAKIRI — neueste Selbstmordversuche unter Freunden

*Widerspiegelungstheorie:*

*Ich mag ihn nicht (den freien Rhythmus). Grundsätzlich. Ich halte ihn für eine Hervorbringung des Imperialismus, der keine harmonische Ordnung, keine Schönheit und keine wohlklängende poetische Erscheinung ist. In ihm reimt sich nichts mehr zusammen. Er erzieht zur Faulheit des Denkens, um das Denken überhaupt abzuschaffen. Er fördert, was verunstaltet ist wie er selber. Er hegt die winzigste Begeisterung und bekämpft, was ins Große will.*

André Müller, Kultur & Gesellschaft, Okt. 85

*Das sind — vielleicht justizable — Invektiven, geeignet, gröbste Erwiderungen zu provozieren, gerade seitens rechtlich denkender Leser.*

Wolfgang Beutin, a.a.O.

*links-national, entre nous:*

*Bleibt also noch — wenn ich vom Fußball und anderen sportlich dominier- ten Wirklichkeitssegmenten absehe — die Restnation, von der ich mich zu Gefühlen inspirieren lassen könnte. Da wäre unsere Geschichte, das Erbe, wie wir gebildeten Leute sagen, Goethe, Büchner, Marx-Engels usw. Es ist schon eine Menge, was da in unserem Land gewachsen ist. — Wir sind auch nicht arm an Ungeheuern, d'accord, Bismarck,...*

Dieter Bongartz, DVZ/die tat, 20.9.85

*Ist der Frieden erst passé, geht's wieder gegen's AKW*

taz, 9.10.85

*Der Klassentrieb:*

*Ich versuchs trotzdem, nicht in der Hoffnung, die Eunuchen zu überzeugen, sondern meine Kolleginnen und Kollegen, die ihre zeugungsfähigen Klassenorgane noch haben.*

Artur Troppmann, Werkkreis Literatur der Arbeitswelt, Sept./Okt. 85

*Projektionen:*

*Im Rahmen der Glotzschen Vereinnahmungsstrategie sollen »Argument«, Düsseldorfer DEBATTE u.a. zu einer neuen Einheit unter SPD-Hegemonie zusammengefaßt werden.*

Gerns/Steigerwald, UZ 18.10.85

Die neuen Bestimmungen, die den Hochschulen auferlegt werden, revidieren teils, teils renovieren sie in einem den Wissenschaften abträglichen Sinn die alten Hochschulgesetze, die doch bei weitem nicht der Weisheit letzter Schluß waren. Was bedeutet dieser neue Eingriff? Welche Resistenz die Wissenschaften auch gegen ihn bewahren werden, welche Resistenz die Universität als Ganzes aufbringen wird, muß man abwarten. Vermutlich wird sie größer sein, als heute allgemein von denen unterstellt, die in der neuen Gesetzgebung den Schlußstein eines reaktionären Gebäudes sehen. Die Humboldt-Universität wurde dieser Tage 175 Jahre alt.

Dennoch ist dieser Eingriff unter zwei Aspekten bemerkenswert. Mehr als zwanzig Jahre wurden um die Demokratisierung der Hochschulen oft harte Auseinandersetzungen geführt. Mehrere Studentengenerationen haben sich daran beteiligt und sind darüber politisch bewußter geworden. Insgesamt aber gelang es nicht, das große Bündnis zu schließen, Studenten, Wissenschaftler und die Arbeiterbewegung in einer gemeinsamen Idee von Wissenschaft zu vereinigen, die den jetzigen Eingriffen hätte standhalten können. Das ist der eine Aspekt. Der andere: Nach mehr als zwanzig Jahren »Hochschulkampf« wird die Revision, von einigen Protesten abgesehen, ruhig hingenommen. Jeder, der die Hochschulauseinandersetzungen kennt, möglicherweise sich an ihnen beteiligte, wird sich fragen: Was ist schief gegangen?

Eine Antwort darauf könnte sein, daß die Konzentration auf die Rahmenbedingungen des Studiums vor allem, auf die gerechte, demokratische usw. Verwaltung, den Wissenschaften selbst äußerlich blieb. Die Wissenschaften gerieten beim »Kampf um die Demokratisierung der Hochschulen« in den Hintergrund, sodaß nun niemand mehr weiß, worum es eigentlich ging.

In dieser etwas deprimierenden Lage erinnern wir an Werner Hofmann, der immer darauf drängte, die Wissenschaften nicht aus dem Mittelpunkt der Universität zu verdrücken; dabei dachte er nicht nur an dergleichen Versuche von rechts; ihm war schon bekannt, daß auch in der Studentenbewegung die Dinge leicht durcheinandergeworfen werden. Sie hat in den letzten Jahren, in denen sie sich selbst eine Profession wurde, solche Erinnerung nicht mehr gern hören wollen. T.N.

Werner Hofmann

## Die gesellschaftliche Verantwortung der Universität

Niemand wird wohl verneinen, daß die Universität der Gesellschaft verbunden ist. Als öffentliche Anstalt steht sie jedenfalls in der Gesellschaft, von der sie getragen wird — geistig und materiell — und der sie ihrerseits gehobene Fachkräfte zuführt. Die Universität als gesellschaftliche Einrichtung hat also auch — ob sie es wahrhaben will oder nicht — gesellschaftliche Funktion. — Nicht von diesem äußeren Tatbestand her läßt sich allerdings die eigentlich gemeinte Frage beantworten, welcher Art denn die gesellschaftliche Verantwortung der Universität sei, wie sich eine solche Verantwortung bestimme, und was dies etwa für die an der Universität vertretenen Einzeldisziplinen bedeute.

Hier ist zunächst zu fragen: Wer ist die Gesellschaft, auf die sich die Universität — nun nicht mehr als Institution, sondern vielmehr als das Ensemble der an ihr Tätigen verstanden — in ihrem geistigen Bemühen beziehen soll? Sicher ist die Gesellschaft nicht gleichzusetzen mit dem Staat, der etwa den Prozeß von Forschung und Lehre unmittelbar anleiten dürfte. Gerade gegen den Staat hat sich die geschichtliche Forderung nach Freiheit der Wissenschaft seit den Tagen des klassischen Liberalismus gerichtet. Und den Gedanken der Staatsfreiheit von Forschung und Lehre wird man, vollends nach den Erfahrungen in der jüngsten deutschen Vergangenheit, als unabdingbar anzusehen haben.

Heute aber ist ein weiterer Schritt zu tun: Es genügt nicht mehr, daß die Universität sich gegen etwaige außerwissenschaftliche Anforderungen oder Erwartungen des Hoheitsträgers empfindlich zeigt. Sie muß sich *aller* außerwissenschaftlichen Interessen erwehren, die sich aus dem Raum der Gesellschaft auf sie richten. Denn unsere Gesellschaft selbst ist keine Einheit. Sie ist zerfallen in widerstreitende soziale Gruppen, mit ihren Wünschen, Interessen und Ideologien. Und so gelangt man zu einer *ersten These*: Zu wahren ist heute nicht nur die Staatsfreiheit, sondern überhaupt die *Interessentreiheit* von Forschung und Lehre, will diese nicht ihre innere Autonomie verspielen. — Dies scheint denkbar weit vom Ausgangsdenken einer gesellschaftlichen Verantwortung der Universität und ihrer Angehörigen wegzu führen. In Wahrheit ist die Interessentreiheit von Wissenschaft selbst die erste gesellschaftliche Anforderung an sie. Denn Wissenschaft hat die Interessen, die sich auf sie richten, nicht etwa zu ignorieren, sondern vielmehr selbst zu untersuchen. Die erste Aufgabe ist kritische Prüfung jener Erwartungen, die sich an sie heften — und das kann auch heißen: kritische Prüfung der Interessen, in die sie schon verstrickt worden ist. Die hier entwickelte erste These erhält so eine bestimmttere Wendung: Die primäre gesellschaftliche Aufgabe von Wissenschaft ist, Distanz zwischen sich und die Gesellschaft zu legen.

Dieser Gedanke bedarf jedoch sogleich eines ergänzenden zweiten: Wissenschaft ist es allerdings ebenso der Gesellschaft wie sich selbst schuldig, sich frei von gesellschaftlichen Interessen zu halten. Eben hierin liegt ihre kritische Potenz. Ihre Resultate kann sie nur selbst finden. Nur als Unbefangene aber kann sie gleichzeitig ihren eigenen Ort in der Gesellschaft und gegenüber der Gesellschaft bestimmen. Der scheinbare Widerspruch zwischen Autonomie und Verantwortung von Wissenschaft hebt sich auf — in der Wissenschaft selbst. (*Zweite These.*) *Wissenschaft findet zur Gesellschaft, indem sie zu sich selbst findet*, indem sie die Frage nach ihren eigenen Inhalten, nach deren Relevanz und gesellschaftlichen Bezügen vertieft, das heißt: indem sie ihrer ureigenen Aufgabe genügt — zu durchschauen. Es ist also keine sachfremde Anforderung, die an die Universität gestellt wird. Ihre eigenen Gegenstände, die Erscheinungen der belebten und unbelebten Natur, die Resultate menschlichen Denkens und Handelns beschäftigen die akademische Gelehrsamkeit nach wie vor. Vielleicht aber würde sich der Aspekt ändern, unter dem diese Gegenstände als entweder in sich gesellschaftlich relevant oder als bedeutungsvoll für die Gesellschaft — und das heißt auch: für die gesellschaftlichen Formen des Denkens — betrachtet werden. Damit werden auch die Bedeutungsgehalte, die sich an das tradier-

te Lehrgut heften, werden die Kriterien der getroffenen *Auswahl* zu Gegenständen der Überlegung. Denn die Universität verhält sich gesellschaftlich nicht nur darin, welche Fragen sie sich stellt, und wie sie sich diese stellt, sondern auch darin, welche Fragen sie sich *nicht* stellt. Der *dritte Leitsatz* (der aus dem zweiten entspringt) lautet daher: Eine über ihr Verhältnis zur Gesellschaft nachdenkende akademische Disziplin wird zu einer erweiterten Sichtweise finden. Thematisch wird nun der Kanon der konventionellen Gegenstände selbst. Thematisch werden die *Selektionsmechanismen* in der Lehrtradition; auch etwa: die Mechanismen des *Vergessens* — eines wiederum selektiven Vergessens — oder eines wiederkehrenden *Mißverständnisses*.

Hierdurch eröffnet sich zugleich ein Weg heraus aus dem allgemeinen Mißverhältnis zwischen emsiger und gleichzeitig maulwurfblinder Detailarbeit und eigentlichem Durchschauen der Bedeutung, die den Gegenständen des Einzelfleisches zukommt. Zur Frage steht ja immer nicht nur, was *wißbar*, sondern auch, was *wissenswürdig* ist. Während die Universitäten ganze Schutthalde von Detailuntersuchungen errichten — die Dissertationen zeugen davon —, ganze Pyramiden aus Kieselsteinen, ohne anderen Zusammenhalt als den ihrer Masse, fehlt es am elementaren Durchdringen dessen, was dem Einzelnen erst seinen Platz in einem größeren Zusammenhang zuweisen könnte.

Die *Bedeutungsmaßstäbe* für ihr eigenes Tun aber findet (*vierte These*) die Universität in dem, was die Gesellschaft selbst — und was den Einzelauditor als gesellschaftlichen Menschen — bewegt. Die Verantwortung des Wissenschaftlers liegt in der *Auskunftsbedürftigkeit* der Menschen unserer Zeit. Indem die akademischen Disziplinen sich die großen Fragen unserer Epoche als Gegenstände legitim wissenschaftlichen Bemühens — und nicht etwa als Interessentenfragen — zu eigen machen, wandelt und erweitert sich ihr Themenkatalog. Es ist offenbar an der Zeit, daß etwa die akademische Jurisprudenz mit derselben Gewissenhaftigkeit, mit der sie z.B. der Frage nachgehen mag, ob eine Ergänzungsabgabe zur Einkommenssteuer verfassungswidrig sei, sich der Probleme einer *Notstandsordnung* annimmt, die diese Verfassung als ganze in Frage stellt. Ebenso geht auch die akademische Lehre vom Völkerrecht der *Vietnam-Krieg* etwas an — nicht als Gegenstand außerwissenschaftlicher Katheder-Bekenntnisse, sondern vielmehr als Frage, an der sie ihre volle wissenschaftliche Unbefangenheit und zugleich das Bewußtsein ihrer eigenen Relevanz für das gesellschaftliche Handeln zu bewähren hat.

Je mehr also Wissenschaft sie selbst ist, desto eher wird sie zu ihrer gesellschaftlichen Dimension finden und wird sie sich neue Ziele setzen. Nur als freie darf sie sich der Gesellschaft verpflichten. Allerdings — und das ist eine *fünfte* und letzte *These* —: nicht der Gesellschaft, wie sie ist, sondern wie sie nach Einsicht der Wissenschaft *sein könnte*. Von den *Möglichkeiten* der Gesellschaft her wird Wissenschaft auch ihre letzten Wertungskriterien gewinnen — und Wissenschaft ist befähigt und berechtigt, begründete, mit wissenschaftlichen Mitteln selbst erschlossene Werturteile auszusprechen. Es ist allerdings erweislich, ja sinnfällig geworden, daß heute allenthalben die Möglichkeiten unserer Gesellschaft über das Gegebene hinausdrängen: Wer kann den Hunger von Kontinenten noch als schicksalhaft ansehen,

wenn gleichzeitig in den entwickeltesten Ländern der Stapelraum für die Ernten zu klein geworden ist und man nicht mehr weiß, wie Produktion verhindert oder ihr Ergebnis aus der Welt geschafft werden kann? Wer darf den Krieg länger als Vater aller Dinge preisen, bei einem Stand der Vernichtungstechnik, der unseren Globus zum Opfer eines atomaren Betriebsunfalls machen könnte und damit ein Zusammenleben auch zwischen den großen rivalisierenden Gesellschaftssystemen unserer Epoche erzwingt? Wer wird im Zeitalter der kosmischen Nachrichten-Satelliten Unwissenheit noch als gottgewollten immerwährenden Zustand der menschlichen Steinzeit-Seele ansehen dürfen? Auf einem mühevollen und umwegreichen Pfad durch die bisherige Geschichte hat eine noch immer vormenschliche Welt den materiellen Grund ihrer eigenen Vermenschlichung gelegt. Und Wissenschaft hat dieser Welt zu sagen, was möglich geworden ist.

Das schließt ein: *Wissenschaft wird sich dem Teil der Gesellschaft, der Weltgesellschaft verpflichtet wissen, dessen Existenzweise den objektiven Möglichkeiten der Gesellschaft am meisten widerspricht*. — Man verstehe nicht falsch: Die Universität hat nicht Bettelsuppen an die geistig Armen auszuteilen. Es geht nicht um geistige Caritas. Es geht um die Universität selbst. In einer Zeit, die durchaus wissenschaftsfern, und eben darum wissenschaftsbefürftig ist, auch wenn sie es nicht weiß, in einer Zeit, da die Universität selbst höchst wissenschaftsbefürftig geworden ist, inmitten einer Umwelt, in der die Mehrheit unseres Volkes auf die Stufe der schauerlichsten Unwissenheit herabgekommen ist und auf dem Niveau einer »Bild«-Presse, d.h. des geistigen Analphabetentums, verharrt — in einer solchen Gesellschaft ist die Wissenschaft selbst elementar gefährdet. *Es ist für die Universität nicht gleichgültig, ob ein Volk sie noch trägt*. Vernachlässigen unsere Hochschulen das, was die eigentliche Not unserer Menschen ausmacht, so werden sie mitverantwortlich für das Überhandnehmen von Mächten, die schließlich sie selbst in Anspruch nehmen. Alle imposanten Ausbauleistungen, aller Massenzustrom zur Universität, aller Fachstolz können nicht darüber hinwegsehen lassen: In einer Umwelt, die der Einsicht darein, was möglich wäre, gründlich widerstrebt, kann die Universität, kann die Wissenschaft ihren eigenen Anspruch, die Reste dessen, was sie einmal war, ihre Hoffnungen für die Zukunft, nur noch verteidigen im Eintreten für eine Gesellschaft, die ihrer wieder bedarf. *Die Universität schreitet nur fort in einer Umwelt, die selbst im Aufbruch ist*.

Und so kann es sehr wohl sein, daß zu Zeiten die oberste gesellschaftliche Verantwortung des Wissenschaftlers darin besteht — zu widersprechen.

Den Text entnahmen wir mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp Verlages dem Aufsatzband: Werner Hofmann, Universität, Ideologie, Gesellschaft, Beiträge zur Wissenssoziologie, 2. Auflage 1968, aus der Reihe Edition Suhrkamp, es.

#### apropos

*Jede Betrachtung des realen Sozialismus heute muß mit einem Dankeswort an den Genossen Tschernenko beginnen, der als erster seit Lenin eine realistische Einschätzung des Reifestandes des Sozialismus in der Sowjetunion gegeben hat, als er formulierte: 'Heute steht unser Land am Anfang der Etappe des entwickelten Sozialismus'.*

Jürgen Kuczynski

**Wolfgang Fritz Haug**  
**Pluraler Marxismus**  
 Beiträge zur politischen Kultur

Zur Erneuerung des Marxismus beizutragen, ist der gemeinsame Nenner der Versuche, die hier zusammengefaßt sind. Ihr Ausgangspunkt ist der Polyzentrismus im Weltmarxismus und seine unterschiedlichen Ausprägungen innerhalb einzelner Gesellschaften. Die Titelbegriffe stehen für die Aufgabe, eine neue Einheit in der Vielfalt auszubilden. Zugleich geht es um die Aktualisierung des Marxismus angesichts neuartiger Notwendigkeiten und Bedingungen. An der Schnittstelle von Linkssozialismus und Eurokommunismus wollen die Texte dazu beitragen,

- die *Dialektik des Marxismus* zu lernen und die Frage der Beziehungen zwischen den unterschiedlichen Instanzen — wie Gewerkschaften, Partei(en), Wissenschaft, Staat, —, an der sich seit über hundert Jahren die Konflikte entzünden, dauerhaft in das Problembewußtsein von Marxisten aller Richtungen einzuschreiben;
- eine Konzeption *Struktureller Hegemonie* zu entwickeln, die den Marxismus handlungsfähiger macht im Umgang mit den unterschiedlichen gesellschaftlichen Kräften und ihn befähigen kann zu einem sozialistischen Projekt unter den Bedingungen multizentrischer Politik;
- die Zusammenhänge zwischen dem *Marxismus und den Drei Welten* mit ihren Wechselwirkungen zu berücksichtigen und gegen den spontanen Eurozentrismus anzuarbeiten.

**Band 1**

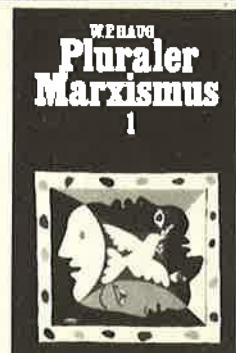
Dialektik des Marxismus — Brechts Beitrag zum Marxismus — Strukturelle Hegemonie — Was ist Ökonomismus? — Ökologie und Sozialismus — Der Begriff der Selbstverwaltung im Marxismus und die Aufgaben der Intellektuellen (270 S., September 1985)

**Band 2**

Die Frage nach dem Ideologischen — Marx, Ethik und die ideologische Formbestimmtheit von Moral — Antisemitismus — Marxismus und die drei Welten (*erscheint Ende 1985*)

**Band 3**

Die kulturelle Unterscheidung und die Arbeiterklasse — Zur Struktur des marxistischen Wissens — Positionen in Bewegung: zu Luxemburg, Gramsci, Otto Bauer, Bloch, Benjamin u.a. (*erscheint Frühjahr 1986*)



Jeder Band ca. 250 S., br.: 19,50 DM, Ln: 28,- DM

# ARGUMENT

Argument-Vertrieb  
 Tegeler Straße 6  
 1000 Berlin 65

Ulrich Herbert  
**Fremdarbeiter**  
 POLITIK UND PRAXIS  
 DES „AUSLÄNDER-EINSATZES“  
 IN DER KRIEGSWIRTSCHAFT  
 DES DRITTEN REICHES



Ulrich Herbert  
**Fremdarbeiter**  
 Politik und Praxis des  
 „Ausländer-Einsatzes“ in  
 der Kriegswirtschaft des  
 Dritten Reiches  
 488 S., 38,- DM

Gerald D. Feldman  
**Armees, Industrie und**  
**Arbeiterschaft in**  
**Deutschland 1914-1918**  
 Deutsch v. Norma von  
 Ragenfeld-Feldman  
 448 S. mit zahlr.  
 Karikaturen aus dem  
 „Simplizissimus“,  
 Hardcover 49,80 DM

Rolf Steininger  
**Eine Chance zur**  
**Wiedervereinigung?**  
 Die Stalin-Note vom  
 10. März 1952  
 Darstellung und Dokumentation auf der Grundlage unveröffentlichter britischer und amerikanischer Akten  
 316 S., 148,- DM

Auf der Grundlage dieser Quellen ist belegt, daß Stalins Wiedervereinigungsangebot eine ernsthafte Prüfung verdient hätte. Die Analyse — ohne die Dokumente — liegt vor unter dem Titel:

Rolf Steininger  
**Eine vertane Chance**  
 Die Stalin-Note vom  
 10. März 1952 und die  
 Wiedervereinigung  
 Eine Studie auf der Grundlage unveröffentlichter britischer und amerikanischer Akten  
 160 S., 16,80 DM

Johannes M. Becker (Hg.)  
**Das französische**  
**Experiment**

Linksregierung in Frankreich 1981-1985  
 Mitarbeit: Frank Deppe und Lothar Peter  
 Dietz Taschenbuch 15  
 256 S., 16,80 DM  
 Mit einem Gespräch mit vier französischen Wissenschaftlern und zum Teil erstmalig auf deutsch veröffentlichten Dokumenten.

Peter Pringle/William Arkin  
**SIOP**  
 Der geheime Atomkriegsplan der USA  
 Deutsch v. Hans M. Herzog  
 Dietz Taschenbuch 14  
 224 S., 16,80 DM

Klaus Novy/Michael Prinz  
**Illustrierte Geschichte**  
**der Gemeinwirtschaft**  
 Wirtschaftliche Selbsthilfe in der Arbeiterbewegung von den Anfängen bis 1945  
 240 S. mit ca. 300 Abb., davon 32 S. mehrfarbig, Hardcover 30,- DM

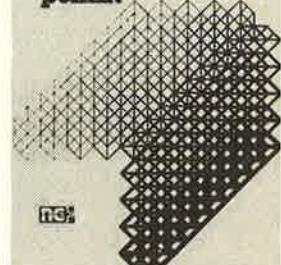
Lutz Niethammer/Alexander von Plato (Hg.)  
**„Wir kriegen jetzt andere Zeiten“**  
 Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern  
 Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960, Band 3  
 464 S., 48,- DM  
 In den Abschlußband zu diesem Projekt wurden auch ähnliche Forschungserfahrungen aus anderen Ländern einbezogen.

Ein Reader über die Perspektiven eines neuen Verhältnisses zwischen Mensch, Arbeit und Wirtschaft.

Lutz Niethammer/Alexander von Plato (Hg.)  
**„Wir kriegen jetzt andere Zeiten“**  
 AUF DER SUCHE NACH  
 DER ERFAHRUNG DES VOLKES  
 IN NACH-FASCHISTISCHEM  
 LANDERN

Franz Nuscheler  
**Lern- und Arbeitsbuch**  
**Entwicklungs-**  
**politik**  
 280 S. mit zahlr. Abb. und Tabellen, 19,80 DM

Franz Nuscheler  
**Lern- und**  
**Arbeitsbuch**  
**Entwicklungs-**  
**politik**



Mit der grundlegenden Einführung — zugleich Lehrbuch und Nachschlagewerk — verbindet der Autor eine vernichtende Kritik an der Entwicklungspolitik aller Industrienationen.

Rudolf Wassermann  
**Vorsorge für Gerechtigkeit**  
 Rechtspolitik in Theorie und Praxis  
 344 S., Hardcover 38,- DM

Michael von Klipslein/Burkhard Strümpel (Hg.)  
**Gewandelte Werte — Erstarnte Strukturen**  
 Wie die Bürger Wirtschaft und Arbeit erleben  
 352 S. mit zahlr. Abb. und Tabellen, 29,80 DM

Ein Reader über die Perspektiven eines neuen Verhältnisses zwischen Mensch, Arbeit und Wirtschaft.

Verlag  
 J.H.W. Dietz  
 Nachf.

Verlag  
 Neue  
 Gesellschaft

# Wir sind

uns einig mit allen, die, gleich uns, nach den am meisten fortschrittlichen und vernünftigen Methoden suchen, um die anstehenden Probleme zu bewältigen.

Was Probleme der Ausschreibungspraktiken am Bau anbelangt, lösen wir diese mittels Einsatzes von Computern. Das ist fortschrittlich und vernünftig, und darum gibt es auf diesem Sektor derzeit nichts Beseres als

**BauData**

Königsberger Str. 54  
Postfach 1401  
3012 Langenhagen  
Telefon (0511) 73 10 84 - 85  
Telex 922533 baua d



## "Die Solidarität mit dem nicaraguanischen Volk hat nichts mit einer Revolutionsromantik zu tun."

(So der in den 60ern als Vorsitzender des us-amerikanischen SDS maßgeblich am Widerstand gegen den Vietnamkrieg beteiligte Jeff Jones in "Konkret" 8/85) ...und weil wir das ebenso sehen, stehen bei uns die Solidaritätsreisen immer ganz oben an!

## Soli-Reise Nicaragua

**DM 2950,-**

Die Situation in dem bedrängten Land zum Jahreswechsel. Eine Informationsfahrt mit vielen Besichtigungen, Begegnungen und Gesprächen.

Im Preis enthalten: Flug ab/bis Berlin-Schönefeld, Transfers, Reiseleitung, Halbpension, umfangreiches Programm in Nicaragua, Reiserücktrittskosten-, Gepäck- u. Krankenversicherung...

## Musikfestival Varadero/Cuba

**DM 2040,-**

Seit Jahren geben sich die großen Namen der lateinamerikanischen Musikszene zum Festival Varadero ein Stelldichein. Alle musikalischen Richtungen sind vertreten — ob Son, Salza, Rhumba usw.

Im Preis enthalten: Flug ab/bis Berlin-Schönefeld oder Köln (DM 40,- Aufpreis), DZ, 1. Woche O/F, 2. Wo. HP, Eintritt zu den Festivalveranstaltungen, Touristenkarte, Reiserücktrittskostenversicherung

Cuba-Info-, Studien- und Individualreisen und noch mehr...

**Eppendorfer Weg 105  
2000 Hamburg 20  
Tel. 040 / 491 60 66**

# Rotbuch

Friedrich Christian Delius / Einige Argumente zur Vertheidigung der Gemüseesser · Eine Denkschrift

Rotbuch 306, 96 Seiten, DM 11,-

Noch frischer, niederhäliger und bissiger als die „Festschrift Unsere Siemens-Welt“.

**Anna Jonas / Das Frettchen** · Eine Biographie

Rotbuch 310, 112 Seiten, DM 12,-

Diese autobiographische Arbeit mit abbastischen Mitteln ist eine Biographie nur ironisch, als sie die einzelnen Etappen eines jeden Reifezesses berichtet: Kindheit, Pubertät, Abösung von der Familie, die Freunde, Illusion und Desillusionierung der Linne

**Jürgen Theobaldy / Das Festival im Hof** · Sechs Erzählungen

Rotbuch 310 ca. 180 Seiten, ca. DM 16,-

Sechs Erzählungen über einen Mord ohne Motiv, einen Jungen der Mike Bloomfield liebt, eine knauer gewordene Jugendliebe, einen Verfasser rhythmischer Prosa, eine geplante Abtreibung und ein Festival im Hof

**Kurt Bartsch / Weihnacht ist und Wotan reitet** · Märchenhafte Gedichte

Mit Zeichnungen von Burkhard Entzsché, Rotbuch 311, 88 Seiten, DM 12,-

Wur mal eine Leichenmauer Krach hinn zu wirken Lunge! Kam heraus zur rechten Wade! Hatte etwa zwanzig Junge! Alles wohlgemute Tiere! Fleißig und manchmal satte! Sünden sauber auf der Zunge! Die Leichen saßen in der Niere! Von Frau Josephine Bunge! Die ein Herz für Tiere hatte

**Ann Snitow, Christine Stansell  
Sharon Thompson (Hg.) / Die Politik des Begehrns** · Sexualität, Pornographie und neuer Puritanismus in den USA

Rotbuch 308, ca. 298 Seiten, ca. DM 18,- (ab 17,-)

Bombardierung auf Abtreibungskliniken. Anti-Pornographie-Gesetze und -Galt auf Prostitution. Es ist an der Zeit, weiblicherseits neu über Gewalt und Sexualität nachzudenken

Potsdamer Str. 98 · 1000 Berlin 30

F 7020 E  
017007772/01185/00003

HERRN  
WOLFGANG ALBERS  
PFALZBURGER STR. 72 A

1000 BERLIN 15

---

geplant für

**12/85**  
Dezember

Uwe Timm

**Aus der neuen Welt**

Peter Brokmeier-Lohfing

**Saint-Simons Frage**

Agnes Hüfner

**Freunde, ihr habt mich das Fürchten gelehrt**

Literarische Absagen aus dem Jahr 68

Rafael de la Vega

**Die Stimme, die in der Wüste dröhnt**

Ernst Bloch - Prophet im Niemandsland

Georg Fülberth

**Adenauers Teegegespräche**

außerdem Texte von Veit Michael Bader, Michael Ben,  
Heinz D. Dombrowski, Mechtilde Jansen, Uwe Koch,  
Peter Maiwald, Thomas Neumann, WRL . . .